

Unsere **Ortsgruppe Gelsenkirchen** ist unserem vormonatlichen Verzeichnis von Ortsgruppen und Arbeitskreisen noch hinzuzufügen. Die Anschrift lautet:
Lehrer F. Wilms, Gelsenkirchen, Ringstr. 36.

Anschriftenänderung unserer Ortsgruppe Heidelberg:

Dr. Otto Uebel, Heidelberg-Rohrbach, Odinspfad 3.

Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte

Hauptsitz Detmold

9. öffentliche Tagung in der Pfingstwoche 1936 in Mannheim

Es ist folgende Tagesordnung in Aussicht genommen:

Mittwoch, den 3. 6. 1936

Nach dem Begrüßungsabend am Dienstag im Rittersaal des Schlosses findet am Mittwoch der große Ausflug statt nach Dürkheim-Krimhildenstuhl (früher Brunholdisstuhl), Heidenmauer, Limburg oder Teufelsstein und Eberskopf.
Mittags Eintopfgericht im Winzerverein.
Nachmittags Weiterfahrt nach Speyer. Besichtigung des Domes und Museums (germanischer Teil.
Abends Vortrag in der Kunsthalle, Beisammensein im Rosengarten.

Donnerstag, den 4. 6. 1936

Fahrt nach den Heidenlöchern bei Deidesheim.
Mittags Eintopfgericht im Heidelberger Schloß.
Nachmittags Weiterfahrt zum Heiligenberg, Thingstätte, Ringwall, Michaelisbasilika.
Gemeinschaftsabend im Friedrichspark.

Freitag, den 5. 6. 1936

Ein Teil unserer Freunde besucht den Donnersberg, der andere folgt einer Einladung von Frau Merck nach Darmstadt.

Vorträge und Berichte:

Plaßmann, Schmieder, Schöll, Sommer, Sprater, Teudt, Teuffel.
Genaueres und Endgültiges im Maiheft.
Anmeldungen und Wohnungsgesuche bis 25. Mai an den Altertumsverein in Mannheim, Schloß.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 3.

20. 3. 1936.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 April Heft 4

Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde

Rundfunkvortrag, gehalten am 9. Jan. 1936 17.40 im Reichssender Leipzig

Wir wissen alle, daß vor mehr als einem Jahrtausend die mächtige südeuropäische Kulturwelle das geistige Erbgut unseres germanischen Lebenskreises zu einem nicht unerheblichen Teile verdrängt hat. Die Frage nach unserer Vorzeit: Wie lebten und dachten unsere Voreltern, als sie noch rein und unvermischt aus ihrem eingeborenen Wesen lebten?, soll von der allgemeinen Vorgeschichtswissenschaft beantwortet werden. Sie geht ja nicht nur den Gelehrten an, sondern jeder von uns, jeder Volksgenosse wird von dem Ergebnis dieser Forschung berührt. Es ist nicht gleichgültig, ob ich aus Eigenem, nicht gleichgültig, ob ich aus Fremdem gewachsen bin. In den großen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, in der Neugeburt einer germanischen Weltanschauung brauchen wir nicht nur etwa die willkommene Mehrung einer Traditionsmasse, sondern auch das Bewußtsein einer geistigen Urverbundenheit, das sich der beglückenden Erfahrung eines rassischen Urwillens gesellt.

Den großen Bahnbrechern unserer Vorzeitforschung, vor 100 Jahren Jacob Grimm, in den letzten Jahrzehnten dem leidenschaftlichen Stürmergeist unseres Gustaf Kossinna, danken wir, daß Märchen und Göttersage, Sprach- und Rechtsaltertümer, daß die handwerkliche und künstlerische, die kriegerische und die Siedlungskultur unserer Vorzeit zu beträchtlichem Teile wieder ans Licht gekommen sind. Unerörtert ist aber bisher geblieben die Kunde vom gestirnten Himmel, der doch auch unseren Vorfahren geglänzt hat. Während die Himmelskunde stets als ein besonderes Ruhmesblatt der antiken Kulturen, des ägyptischen, des babylonischen und griechischen Altertums, gegolten hat, hat man dem germanischen Norden selbst die bescheidensten Anfänge einer planmäßigen Beobachtung abgesprochen. Nun ist aber gerade die Himmelskunde ein Prüfstein für die selbständig sich regende Kulturbegabung eines Volkes, und es ist daher begreiflich, daß auf

der anderen Seite leidenschaftliche Liebhaber unseres Altertums ihm, gerade weil schriftliche Beglaubigungen zerstört seien, einen außerordentlichen Hochstand früher Himmelswissenschaft beigelegt haben und diesen in Steinsetzungen, Geräten und Schmuckfibeln nachzuweisen suchten.

Ich habe es unternommen, mitten zwischen diese beiden kämpfenden Gruppen das *Zeugnis der Tatsachen* zu stellen, die himmelskundliche Überlieferung aller germanischen Stämme zu sammeln, wie und wo sie im Ausgang der bodenständigen Entwicklung und im Beginne der schriftlichen Aufzeichnung sichtbar wird, und ihren Gehalt an *unentlehnter* Himmelskunde festzustellen. Nur so würde es, glaube ich, gelingen, unabhängig von den Irrwegen der Phantasie, unabhängig aber auch von übertriebener Zweifel- und Verkleinerungssucht ein *Denkmal unserer germanischen Vorzeit* wieder aufzurichten, das, offener Nachprüfung unterworfen, *doch von sicherem Bestande* wäre. Denn mit der Aufdeckung einer germanischen Himmelskunde treten wir in die *geistige Gesamthaltung* dieser Rasse ein. Wer sich selbst, ohne fremde Führung, unter den Anblick des gestirnten Himmels stellt, fühlt alsbald sein inneres Leben mächtig emporgehoben; den Ewigen steht er als ein Eigener gegenüber; aus dem Weltall und aus seinem Inneren nimmt er die Beantwortung der großen Urfragen des menschlichen Geschlechtes: Richtung und Zeitrechnung, ja die Welt des Glaubens empfängt er von überirdischen Mächten.

Fragen wir: Wie fand sich der Germane auf Wanderungen, auf fernen Meeren zurecht, als er noch *keinen Kompaß* besaß? Wie vermochte er die *Tages- und Nachtzeit* zu teilen, als ihm künstliche Uhren noch nicht zur Verfügung standen? Wie ordnete er die *Monate und das Jahr*, deren Ablauf doch durch Mond und Sonne bestimmt wird? Sind die heutigen arabischen und griechischen *Sternbildnamen*, die wir auf den Sternkarten lesen, vor einem Jahrtausend auf ein *leeres* Himmelsfeld geschrieben, oder hatten auch unsere Vorfahren den Sternen schon *eigene* Namen gegeben, sie zu *Bildern* zusammengefaßt? Sind sie zur Beobachtung und Erkenntnis der *Gesetzmäßigkeit* der himmlischen Erscheinungen mit *eigenen Mitteln* gelangt?

Gewiß, wir haben in unserem Norden zur Winterzeit oft monatelang die Wolkendecke über uns, im Sommer die hellen Nächte, die besonders im höheren germanischen Norden, uns den Anblick des gestirnten Himmels entziehen. Der Süden hat es stets leichter gehabt. Andererseits gewähren unsere Breiten einen manchmal anderen Himmelsanblick als wie dem Süden. Sehr viel höher steht bei uns der Himmelspol mit dem *Nordstern* uns zu Häupten, *sehr viel flacher* legen sich darum auch die *Gestirnbahnen* über den germanischen Himmelsrand, so flach im höheren Norden, daß dieser allsommerlich den Anblick einer *Mitternachtssonne* erfährt, von welcher der Süden nichts weiß. Diese Umstände gewähren uns aber auch die Möglichkeit, zu *erkennen*, ob gewisse himmelskundliche Überlieferungen im *Norden* oder im *Süden* Europas entstanden, ob sie *selbständiges germanisches*, oder ob sie *fremdes* Geistesgut enthalten.

Wie stand es also mit der Beobachtung und Kenntnis der *Himmelsrichtungen*? Wir wissen, daß schon fünfhundert Jahre vor Kolumbus die *germanischen* Hochseeschiffer Amerika entdeckten. Kolumbus hatte den Kompaß, der im 12. Jahrhundert in den Norden kam. Die Wikinger kannten ihn noch nicht. Haben wirklich, wie behauptet worden ist, die Kenntnis und Beobachtung von Windrichtungen und Meeresströmungen genügt, die Fahrt vom skandinavischen und deutschen Festland nach den britischen Inseln, nach den Färöern, nach Island und Grönland, nach Labrador und Neufundland, ja selbst nach der Küste Amerikas zu *sichern*? Der Schiffsverkehr quer über die Nordsee ist schon für die jüngere Steinzeit und die Bronzezeit durch die Funde bewiesen. Aber aus diesen vier bis fünf Jahrtausenden dringt keine schriftliche Nachricht zu uns. Im Beginne

der geschichtlichen Zeit aber weiß ein angelsächsisches *Runenlied* aus dem 9. oder 8. Jahrhundert, wonach der germanische Schiffer sich richtet, wie es denn nicht anders sein kann: Tagsüber nach der Sonne; nachts nach dem Nordgestirn.

Die *Schiffsführung* nach der Sonne zunächst ist aber keineswegs so leicht, wie es dem heutigen Menschen, der ihrer ja gar nicht bedarf, weil er den Kompaß hat, erscheinen möchte. Nicht nur der Buchgelehrte, auch der einfache Mensch, der nur beobachtet, weiß, daß zu jedem Jahrestage, 365 Tage hintereinander, ein anderer Aufgangsort und Untergangsort der Sonne gehört, daß die Höhe der Mittagssonne von einem Halbjahr zum anderen steigt und wieder fällt. Wer sich also heute oder ehedem auf hoher See nach der Sonne, nach ihren Ständen auf dem Himmelsrand oder am freien Himmel, richten wollte, mußte zum mindesten *die Tage zählen*. Aber es kommt noch hinzu, daß sich Richtung und Höhe der Sonne mit dem nördlicheren oder südlicheren Standort des Schiffes ändern. Und erst der *Vergleich* einer Sonnenrichtung oder -höhe mit denen in der Heimat am selben Tage gewährt dem Hochseeschiffer die Kenntnis der Himmelsrichtung. *Er muß Zahlenreihen kennen, im Gedächtnis tragen, die diese Vergleichung jederzeit und jedenorts ermöglichen.* Zahlenreihen astronomischen Inhalts, und zwar von bewunderungswürdiger Genauigkeit sind uns erhalten.

Ein Beispiel: Im Jahre 1000, an der amerikanischen Ostküste, stellte *Leif Eiriksson* mit seinen Leuten fest, daß dort, wo er überwinterte, kein Frost kam. *Wo lag das Land*, das sie wegen der dort vorgefundenen (und dort in der Tat einheimischen) Weinrebe, Vinland d. h. Weinland, nannten? Es ist eine für uns unschätzbare Nachricht, die diese Leute uns in ihrer Erzählung überliefert haben: Dort in Vinland sei die Sonne, anders wie in Grönland, am kürzesten Tage im Ostsüdostpunkt auf- und im Westsüdwestpunkt untergegangen. In Südgrönland, wo die Leute *daheim* waren, ging am gleichen Tage die Sonne sehr viel südlicher auf und unter. Wenn sie sagen, *wo* die Sonne, *in welchem Punkte des Himmelsrandes* sie in *Vinland* am kürzesten Tage untergegangen oder aufgegangen sei, nämlich in den genannten Westsüdwest- und Ostsüdostpunkten, dann haben wir die Entfernung zwischen Vinland und Südgrönland meßbar. Vinland liegt hiernach etwa dreißig Breitengrade südlicher, und zwar in Florida. Das heißt aber: Wir haben in dieser Nachricht ein *astronomisches Ortsbestimmungsverfahren*, das, unter Zuhilfenahme von Küstenbeschreibungen und Segelanweisungen den Nordsüdabstand zweier Schiffshorizonte mit verhältnismäßig geringem Fehler angeben konnte.

Wie recht hat also jenes angelsächsische Runenlied, das uns die Sonne als Tagesführerin des Schiffers auf hohem Meere nannte. Aber das Verfahren Leifs zeigt uns noch mehr; daß es nämlich in der *Mittelmeer*schiffahrt *nicht* angewandt werden konnte. Im Süden hocken die Aufgangspunkte der Sonne wie ihre Untergangsörter auf engerem Raume des Himmelsrandes dicht gedrängt, im Norden treten sie weit auseinander, weil die Gestirnbahnen im Norden flacher liegen. Geringe Meßbarkeit also im Süden, gute im Norden. Der Süden kennt das Verfahren nicht, der Norden wendet es an. Und wir erfahren so, daß dieses astronomische Ortsbestimmungsverfahren nicht nur nicht entlehnt, sondern auch *nur im germanischen Raume* und zwar in vorgeschichtlicher Zeit *entstanden* sein kann.

Das ist selbständige germanische Himmelskunde. Solche Kenntnisse allein waren es, die dem germanischen Schiffer den Mut stärken konnten, sich von allen ihm bekannten Küsten loszulösen, die Segel von jedem Sturme schwellen zu lassen, die Gefahr des Abgetriebenwerdens nicht zu scheuen. Als später, im Jahre 1267 germanische Schiffer von Südgrönland durch einen Sturm nordwärts verschlagen wurden, maßen sie noch die Höhe der Sonne um Mittag und Mitternacht und verglichen das Ergebnis mit den Sonnenhöhen

in ihrem Heimathafen. Die Nachrechnung ergibt, daß die Leute den 75. Breitengrad, an der Baffinsbay, erreicht haben. Aber wieder: Nicht dies ist wichtig, sondern daß sie den *Vergleich* ausführen konnten und ausführten, daß sie die entsprechenden Sonnenhöhen vom Horizonte ihres Heimathafens im *Gedächtnis*, wahrscheinlich in einer Zahlenreihe, bei sich trugen. Es ist ein *anderes* Verfahren als das in Vinland angewandte. Aber beide bewähren ihre Brauchbarkeit, weil wir in beiden Fällen noch heute mit ihrer Hilfe durch Nachrechnung den Schiffsort, sei es in Florida, sei es in Nordgrönland, bestimmen können. Aus den südlichen Kulturen kennen wir auch dieses Verfahren nicht; auch dieses ist im *germanischen Gebiete erarbeitet*.

Die sicherste Führung aber gewährte die *gestirnte Nacht*. Das angelsächsische Runenlied nennt uns das *Leitgestirn*, das nie von seinem Orte weiche. Das würde nicht für unser Altertum gelten können, wenn der *heutige* Polarstern gemeint sein sollte, der da vor tausend Jahren um den Pol weitab noch einen Kreis von 23 Mondbreiten Durchmesser beschrieb. Island meldet in einer Quelle die Kenntnis *zweier* Leitsterne, eines hellen und eines *nicht hellen*. Damit kann nur der in einem ziemlich sternleeren Felde trotz seiner geringeren Lichtstärke noch deutlich sichtbare Stern gemeint sein, der heute als Stern 32 der Giraffe bezeichnet wird. Diesem lag um 800 der Drehpunkt auf ½ Grad nahe; er gewährte somit dem germanischen Norden *eine sehr viel genauere Nordrichtung* als unser heutiger Polarstern dem Mittelalter. Es ist also auch kein Wunder, daß die Hochseeschiffahrt Frühling und Herbst bevorzugte, wenn doch in den langen dunklen Nächten ihnen die *Sterne* die verläßlichste Führung über See gewährten.

Nach allem ist es auch selbstverständlich und überrascht uns nicht, daß die Himmelsgegenden und -richtungen, die für das germanische Leben von solcher Bedeutung waren, auf dem ganzen germanischen Gebiete auch *einheitlich* benannt wurden, und daß es dabei nicht auf Wind-, sondern auf wirkliche astronomische Richtungen ankam. Die germanischen, heute in der ganzen Welt gebrauchten Namen *Nord*, *Süd*, *Ost* und *West* sind vom Tageslaufe der Sonne genommen. Die küstennahe *Mittelmeer*schiffahrt dagegen benannte die *Winde* nach Bergen und Ländern, von denen her sie wehten. Im Germanischen Gebiet finden wir den Himmelsrand zunächst in jene vier Gegenden und mit fortgesetzter Hälftung in 8, 16 und 32 Teile geteilt. Karl der Franke hat diese germanische *Achtteilung* durch eine mittelalterliche *Zwölfteilung* ersetzen wollen; es ist ihm nicht gelungen. Die 32teilige Kompaßrose herrscht heute auf allen Meeren.

Auch die vom Mittelalter aus dem Süden mitgebrachte Zwölf*stunden*teilung des Tages und ebenso der Nacht zwischen Aufgang und Untergang der Sonne hat vergeblich versucht, die für den Norden bessere *einheimische* Tagesteilung und Nachtteilung zu verdrängen. In unserem Norden teilte man die Zeit nach dem Sonnen- oder Sterngange über den sechzehn Himmelsrichtungen. Das war für die germanischen Gebiete eine vortreffliche Art. Unbrauchbar aber war die südliche Zeitteilung nach dem Temporalstundensystem, das die beiden Spannen zwischen Auf- und Untergang der Sonne in je zwölf Teile teilte. *Auf Island* z. B. hat der längste Tag einundzwanzig, der kürzeste drei Stunden unserer heutigen *gleichen* Stunden. So hätte dann damals die Sommerstunde eine Dauer von einunddreiviertel Stunden unserer Zeit, die Winterstunde nur fünfzehn Minuten Dauer gehabt. Man sah sich bald nach der Einführung der südlichen Tageszeitrechnung gezwungen, das einheimische Verfahren wieder einzuführen. Seit dem 14. Jahrhundert erst haben wir die heutige Rechnung mit vierundzwanzig gleichlangen Stunden von Mitternacht zu Mitternacht. In jener *großartigen Einheitlichkeit* der germanischen Richtungs- und Zeitbestimmung erkennen wir aber wieder die Selbständigkeit der himmelskundlichen Grundlegung, die sich *in noch weit höherem Grade* dann in der so viel schwierigeren Monats- und Jahresrechnung nach *Son-*

nen- und *Mond*jahr und in der Ausbildung einer außerordentlich scharfsinnigen Schaltungsregel für eine Folge von *immer acht vollen Jahren* zeigt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den *Sternhimmel* unserer Vorfahren, den wir heute fast nur mit arabischen und griechischen Namen und Bildern geziert finden und kennen. Um den *Leitstern*, dem das Runenlied den Namen *Tyr* des



Der germanische Himmelswagen.
Darstellung aus dem flämischen „Breviarium Grimani“, um 1490.

alten Himmelsgottes beilegt, kreiste der Wodanswagen und der kleinere Frauen-, d. h. wohl Friggas Wagen. Was wir jetzt mit griechischen Namen Orion nennen, das herrlich prangende Wintersternbild, nannte Germanien Friggas Rocken, aber auch die Drei Fischer, die Drei Mäher und den Pflug; alljährlich im August tauchte es in der Morgenfrühe vor der Sonne auf und mahnte an den Beginn der Ernte und der Flachszeit. Andere Sterne und Bilder waren nach den Großtaten der Himmelsgötter benannt, die griechischen „Zwillinge“ als Thiazis Augen, die Nördliche Krone als Aurvandils Zehe. Die Hyadengruppe schien einem kleinen Wolfsrachen zu ähneln und trug diesen Namen. Damit aber nähern wir uns der großen Bedeutung, die einigen anderen Sternbildern im Zuge der bekannten nordgermanischen Göttersage zukommt, in der sich die auch geistige Größe unseres Altertums zeigt. Diese Namen und Bilder sind der Edda entnommen, wir kennen sie aus Richard Wagners gewaltigem Musikdrama. Weltende steht noch einmal bevor; die Schöpfung ist noch nicht vollendet. Da scheint mit dem hellsten Fixstern, dem Sirius, Lokis Weltbrand die Götterbrücke, die Milchstraße, zu betreten; vor ihm her zieht der Fackelschwinger; der Große Wolfsrachen, der am germanischen Himmel die griechischen Bilder Andromeda, Pegasus und Schwan vereinigt, reißt die gewaltigen Kiefer gegen den Göttersitz, gegen Tyr, auf; aber schon haben die Himmlischen den Kampf gegen Loki aufgenommen; das Sternbild Asenkampf in der Milchstraße bei der griechischen Bezeichnung Fuhrmann, also auf der Götterbrücke, die Loki heraufstürmt, ist Zeuge. So war der Himmelsanblick zugleich ein gewaltiges Glaubensbild, eindringlichste Mahnung an die kämpfenden Erdenkinder, den ewigen Kampf des Lichtes mitzukämpfen.

Wahrlich, die germanische Himmelskunde ist mit der griechischen in bezug auf die Entwicklung der Theorie nicht zu vergleichen. Sehen wir aber auf die germanischen Leistungen auf dem Gebiete der astronomischen Schiffsführung, der weit in die Jahrtausende zurückreichenden Zeitrechnung, bedenken wir die staunenswerte Genauigkeit der Zahlenreihen, in denen ein Oddi Helgason im Nordisland des 10. Jahrhunderts das Bewegungsgesetz der Sonne auszusprechen wußte, dessen Sternbeobachtungen, von denen er doch den Beinamen des Stern-Oddi trug, verloren sind, die sicherlich aber von gleichem Range gewesen sein werden, — erheben wir den Blick zum Nachthimmel und seinen glänzenden Bildern des großen kosmisch gesehenen und menschlich erschütternden Götterdramas, an deren Stelle wir heute nur griechische und arabische Gelehrsamkeit sehen, die dem einfachen Manne, der wir alle sind, die Freude am Himmel verwehrt, — bedenken wir, daß alles, was sich hat mühsam noch aus den zerstreuten Quellen herausholen lassen, doch schließlich nur ein kleiner Bruchteil sein kann dessen, was ehemals war, — dann wissen wir, daß wir auch auf dem Gebiete der Himmelskunde Erben einer geistigen Welt sind, die selbständig dem Himmel ins Auge schaute und seine Gesetzmäßigkeit erkannte und nutzte, — so wird uns schließlich auch verständlich, daß der große Siegeszug der wissenschaftlichen Astronomie in unserem Jahrtausend seinen Ursprung und seine Entfaltung bis zur Weltgeltung mit den Namen eines Kopernik, eines Kepler, eines Newton gerade auf dem germanischen Boden genommen und gewonnen hat.

Wollten wir alles Vorchristliche in gedankenlosem Eifer verwerfen, so müßten wir uns notwendig auch der Freiheit des Glaubens an Unsterblichkeit und an ein allmächtiges ewiges Wesen entäußern; denn im Herzen keines anderen Volkes waren diese ewigen Beziehungen so tief und festgewurzelt als im deutschen.

Montanus, Die deutschen Volksfeste, S. 11.

Die Vernichtung der germanischen Musiküberlieferung durch Bonifatius und Kaiser Karl

Eine Quellenzusammenstellung von Otto Uebel

Es seien hier einige Auszüge aus Quellen, die bereits Moser in seiner „Geschichte der deutschen Musik“ 1920 anführt, zusammengestellt, die nicht nur die Bekehrungszeit, sondern auch den Geist des Westfranken Karls I., der, wie seine Verteidiger behaupten, „so viel zur Erhaltung deutschen Volkstums getan hat“, kennzeichnen.

Hatten die irischen Mönche noch Verständnis und Achtung für die heiligen Dinge der alten Deutschen gezeigt und ihre neue Auffassung den „Heiden“ durch Überzeugung oder Überredung beizubringen gesucht, so brachte die mit Bonifaz, dem „Apostel der Deutschen“, einsetzende römische Richtung wie im Dogmatischen und Kirchenpolitischen auch im Liturgisch-Musikalischen einen vollkommenen Bruch: der römische Choralgesang wird alleinherrschend, und zwar mit derselben Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit, wie wir sie vom Dogmatischen her kennen.

Auf den nordischen Germanen mit seiner hochgemuten Weltanschauung, der bereits eine eigene mehrstimmige Musik kannte, mußte die Eintönigkeit der Gregorianischen Gesänge, die im wesentlichen auf der jüdischen Musik fußten, herzbedrückend wirken, zumal wenn sie von weltverneinenden, fanatischen Priestern in einer nichtverstandenen Sprache vorgetragen wurden; selbst ein Zisterzienser spricht noch spät von dem „Gesang der entmannten Stimmen“. Hier werden die Rassengegensätze nordisch—orientalisch im Künstlerischen ebenso deutlich wie bei der Glaubenslehre im Weltanschaulichen.

Nach Walafried Strabo ordnete Pippin 754 an, daß weder die gallikanischen noch die fränkischen Gesangsweisen, sondern allein die römischen nach der Bestimmung Papst Gregors I. Geltung haben sollen. Die Klöster bonifazianischer Aufsicht (Observanz), wie Fulda, Eichstädt, Würzburg, gehen hierbei in der Unterwerfung unter Rom voran, während die älteren Klöster der irisch-schottischen Richtung am alten Brauch festzuhalten versuchen. Um den römischen Brauch im Frankenreich durchzusetzen, erbittet sich Pippin ein Antiphonar und Responsale (Singbuch für Wechselgesang zwischen Priestern, bzw. diesen und dem Chor) aus Rom und gründet in Rouen eine Sängerschule nach dem Muster der römischen Schola cantorum; später sendet Pippin fränkische Geistliche nach Rom, um sie dort „an der Quelle“ den römischen Gesang studieren zu lassen. Am bedeutsamsten wird dann die Sängerschule von Metz, die Vorbild für die andern Sängerschulen im ganzen Frankenreich werden sollte.

Was Pippin begonnen, setzte Kaiser Karl fort, nur ist, wie im Politischen, auch hier die Tonart stärker: in der wichtigsten Sängerschule, der von Aachen, wird der „Tractat“ Alkwins, den dieser dem Boetius nachgeschrieben hatte, dem Unterricht zugrunde gelegt. Ademar, der „Mönch von Angoulème“, berichtet in seiner „Geschichte der Franken“, daß Kaiser Karl einen Streit zwischen römischen und fränkischen Sängern dahin entschieden habe, daß, wie das Wasser am reinsten an der Quelle sei, so auch der Gesang am besten an der Quelle, d. h. in Rom, erkannt werde; sie sollten deshalb zum Gesang des heiligen Gregor, den sie verdorben hätten, zurückkehren! Karl ließ sich vom Papst Hadrian zwei römische Mustersänger für sein Frankenland mitgeben. Von nun an wurden allerorten, an den Domschulen zu Mainz, Trier, Köln, Worms, Münster, Osnabrück, Hildesheim, Paderborn, Minden, ebenso fleißig wie in den Klosterschulen die römischen Noten, nun „Metzer Neumen“ genannt, abgeschrieben.

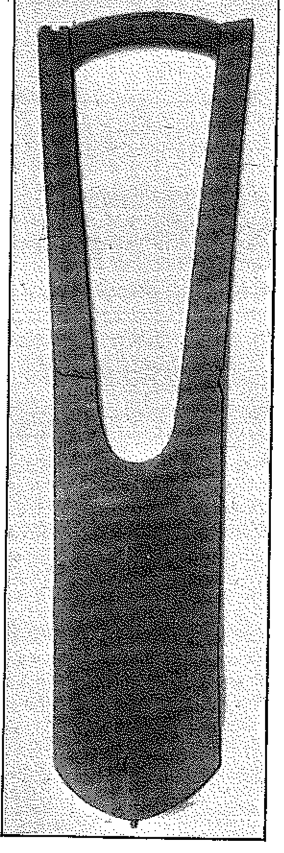
In dem Kapitulare von 789 werden alle Geistlichen verpflichtet, den römischen Brauch „genau und vollständig“ zu lernen und das officium nocturnale und graduale (Teile der Tages- bzw. Messegesänge) in der vorgeschriebenen Weise auszuführen. Die Kapitu-

larien von 802 verlangen ausdrücklich, daß Psalmodie und römischer Gesang zu prüfen seien. Ja, der „deutsche" Kaiser Karl war päpstlicher als der Papst: nach der Mailänder Chronik des Landulf ließ Karl auf einem seiner Langobardenzüge die ambrosianischen Gesangbücher, die nicht der gregorianischen Auffassung entsprachen, fast sämtlich verbrennen; sie waren dem „König David", wie sich Karl bekanntlich in seiner „Akademie" nennen ließ, offenbar zu germanisch.

Daß es Karl dabei nicht nur um die Durchsetzung der römischen gegen die altfränkische Art in der Liturgie, sondern um die von den Verteidigern Karls, u. a. auch von Moser, bestrittene Romanisierung der Franken überhaupt ging, zeigt schon der Umstand, daß nicht nur Geistliche, sondern auch junge Edelleute im gregorianischen Gesang unterrichtet wurden.

Die Quellen geben auch Auskunft, wie diese fremde Tonkunst von unseren Vätern aufgenommen wurde.

Johannes Diaconus spricht in seiner „Vita Gregorii I." (10. Jahrhundert) von der Schwierigkeit, die die Deutschen hätten, die „Süßigkeit des neuen Gesanges" zu lernen. „Sie waren durchaus nicht imstande, ihn unverderbt zu bewahren, teils weil sie leichtsinnig Eigenes in die gregorianischen Gesänge einmischten, teils wegen ihrer natürlichen Wildheit. Denn bei ihrem mächtigen Körperbau haben sie gewaltige Stimmen und können die gehörten Melodien nicht sanft wiedergeben, weil die Heiserkeit ihrer Säufergurgeln (!) sie die zarten Weisen mit Holpern und Stolpern und Schreien ausführen läßt, wie wenn ein Lastwagen vom Berge über Stock und Stein herabpoltert, und verwirrt und betäubt so die Sinne der Zuhörer, statt ihnen wohlzutun." Zu diesen erbaulichen Auslassungen römischen Hochmuts bemerkt Notker der Stammler, der mit seiner Sequenz „das erste große germanische Kunstwerk im Mittelalter" schuf, mit Recht: „Da sieht man wieder die gewohnte Frechheit der Römer gegen Deutsche und Franzosen."



Germanische Harfe aus einem Grabe bei Oberflacht. Völkerwanderungszeit.
(Nach Hans Hahne, Deutsche Vorzeit.)

Welche Mühe die Kirche hatte, den gesunden, lebenbejahenden Geist des Volkes in ihrem Sinne zu wandeln, um nicht zu sagen zu zerbrechen, beweisen die sich über Jahrhunderte hinziehenden Verbote des Singens von Tanzliedern an den kirchlichen Festtagen; Bonifaz muß sich gegen den Lärm der Tanzleiche und die Schmausereien in der Kirche wenden, das Kapitular von 789 den Nonnen das Singen von „wineliedern" (Liebesliedern) verbieten.

Daß Karls Sohn, Ludwig der Frömmler, nur Sinn für die römische Musikübung hatte, versteht sich von selbst. Sein Biograph, Thegan von Trier, kennzeichnet diesen Mönch im Kaisermantel folgendermaßen: „Niemals erhob er seine Stimme zu einem Lachen, auch dann nicht, wenn an den höchsten Feiertagen zur Freude des Volkes die Spaßmacher, Mimen und Taschenspieler an den Tisch vor ihm traten. Das Volk wollte sich vor Lachen ausschütten, er aber verzog niemals den Mund zu einem Lächeln, obwohl er doch so weiße Zähne hatte."

Mit dem 10. Jahrhundert spätestens, stellen die Musikforscher Moser und Mersmann übereinstimmend fest, ist die volkhafte Musik entwurzelt, der Stand der volkhaften Sänger ausgestorben.

Doch letzten Endes geht es wie in jeder Kunstgattung auch hier: nachdem das Fremde zwangsweise eingeführt worden war, schafft sich die germanische Seele aus dem fremden Stoff einen neuen arteigenen Ausdruck: germanisches Formgefühl gestaltet den einstimmigen gregorianischen Gesang mehrstimmig und instrumental. Die Sequenz Notkers des Stammlers ist schon ein Beispiel dafür.

Aber erst die mittelhochdeutsche Blütezeit des Minnesangs und der Volksdichtung lassen die schlummernden Kräfte germanisch-deutscher Kunstübung über rasse- und artfremde Kunst entscheidend siegen; in der Musikgeschichte im engeren sehen wir in dem Sieg der Polyphonie, deren Hauptvertreter zwar nicht nur Deutsche, Niederländer und Engländer, sondern auch Norditaliener (Florentiner), alle aber durchgehends nordrassische Menschen sind, den Sieg des Nordens über die Gregorianik Roms.

Runenformen in brauchtümlichen Sinnbildern

Von J. O. Plaßmann

Die Frage einer „geistigen" Überlieferung innerhalb des geschlossenen germanischen Kulturkreises ist trotz zahlreicher Einzelarbeiten auf den verschiedensten Gebieten in den wesentlichsten Grundzügen kaum erst angeschnitten worden. Die Beantwortung einer solchen Frage richtet sich nämlich vollständig nach der Art der Fragestellung; und diese wieder nach dem Mäßstab, den man für das *Messen* und damit das *Werten* einer Überlieferung wählt. Ja, die Frage selbst, *ob man überhaupt eine erkennbare geistige Überlieferung vor sich hat*, hängt im höchsten Maße davon ab, was man als Maßstab „geistiger" Betätigung überhaupt gelten lassen will. Gewiß, eine jede Wissenschaft will in ihrer Art „exakt" sein; das heißt, sie will messen, wägen und vergleichen und dadurch zu Feststellungen kommen, die als unwiderleglich oder wenigstens als augenscheinlich nicht mehr bestritten werden kann. Auch die Frage, was überhaupt „wißbar" ist, steht und fällt mit dem Vorhandensein eines Vergleichs-Maßstabes. Dieser Vergleichsmaßstab ergibt sich aus dem Bestande des bisher Gewußten, das immer die Grundlage dessen bildet, was an neuem Wissen hinzukommt. Für jede Wissenschaft ist es also von größter Wichtigkeit, von welchem vor ihr bestehenden Wissensschema sie ursprünglich ausgegangen und weiterentwickelt worden ist. Diese Herkunft bleibt ihr Schicksal; ihr bleibt sie dauernd verhaftet, wenn nicht endlich ihr Forschungsgegenstand selbst revolutionär das ihm auferlegte Schema sprengt, um sich nun denen, die ein Empfinden dafür haben, als etwas ganz Neuartiges, von dessen Bestehen man vorher kaum eine schwache Ahnung hatte, zu zeigen und eine unverhoffte Lebendigkeit zu entwickeln; den anderen aber, die ihm nur von ihrem Schema her nähergekommen sind, und die ihn nur unter diesem Schema begreifen können, unverständlich, ärgerlich und selbst im höchsten Maße abstoßend zu werden. Weshalb sie denn auch für die Aufrechterhaltung *ihrer* Art zu sehen wie für eine Weltanschauung leidenschaftlich und erbittert kämpfen.

Die Theologie hat, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, diese Erfahrung immer wieder gemacht. Sie kam ursprünglich von der Philosophie her an ihren Gegenstand heran und hoffte diesen — das Gebiet des übersinnlichen Erlebens — von jener her zu beherrschen; auch dann noch, wenn sie die Philosophie als ihre Dienerin ausgab. Sie mußte es aber immer wieder erleben, daß ihr Gegenstand sich ihrem System und seinen kunstvollen Fesseln revolutionär entzog und die eigene Autonomie verkündete, der sie dann mit ihren Mitteln nicht mehr beikommen konnte, weil diese keine Voraussetzung mehr für jene waren.

Bei anderen Wissenschaften folgen immer wieder entsprechende Revolutionen und Restaurationen aufeinander; und es wird immer Leute geben, die mit einer Bedrohung

ihres Blickstandpunktes das Ende der Logik und der Wissenschaft überhaupt gekommen sehen. Sie verwechseln nämlich zu leicht die Sammlung ihrer Vergleichsmaßstäbe mit den Gesetzen des Wissens selbst. Sie sind freilich um so schwerer zu bekehren, als es bei diesen „Revolutionen des Forschungsgegenstandes" immer eine große Anzahl von Leuten gibt, die eine grundlegende Änderung des Blickstandpunktes mit einer Abschaffung jeglicher Methodik selbst verwechseln um nun, anstatt dem Gegenstand sein Eigenrecht zurückzugeben und sich ihm nach diesem eigenen Recht zu nähern, den Forschungsgegenstand zum Tummelplatz ungehemmter Tänze einer hemmungslosen Phantasie zu machen. Solche „Schwarmgeister" haben noch jede Revolution begleitet; und zu ihrem unheilvollen Wirken gehörte es immer, daß sie es den orthodoxen Theo- oder sonstigen -logen leicht machen, wider sie zu wettern und damit in allererster Linie die echten Revolutionäre zu treffen. Mir scheint, in ähnlicher Lage befinden wir uns heute bezüglich jener Wissenschaften, deren Gegenstand eine Beziehung zu unserer völkischen, rassischen und damit geistigen Eigenüberlieferung hat, kurz gesagt mit unserer eigentlichen völkischen Substanz. Und diese Lage hat einen tiefen Grund:

Man ist an die Erforschung, Deutung und Wertung dieser Substanz bisher von außen herangegangen; von außen in mehrfachem Sinne: zunächst im Sinne einer völligen seelischen Unbeteiligtheit, die man mit Unrecht als „strenge Objektivität" ausgab; von außen aber auch bezüglich der angewandten Vergleichsmaßstäbe. Wir hatten, bevor wir eine Germanenkunde hatten, eine Wissenschaft von der Antike, von ihren Sprachen und ihren Empfindungen, ihren Schriften und ihren Gebilden. Diese Wissenschaft hatte ihre Maßstäbe aus ihrem Gegenstande selbst entnommen; aber sie hatte sie nicht etwa auf dem Wege der Logik gewonnen, vielmehr waren sie ihr aus dem Erlebnis der Renaissance aufgegangen, sie waren die autonomen Gesetze des Gegenstandes selbst, vom ersten Rinascimento bis zu Winkelmann und Platen. Die Germanenkunde hat nicht solche Feen an ihrer Wiege gesehen. Zwar waren ihre Väter, die Grimm, Uhland, Arndt u. a. vom Erlebnis des Deutschtums hergekommen, untrennbar mit der gleichzeitigen völkischen und politischen Erhebung verbunden. Aber schon sie hatten, bei aller richtigen Art zu sehen, doch keine ganz autonome Methodik entwickeln können; sie waren im wesentlichen auf die Forschungsmittel der bestehenden Altphilologie angewiesen; und so gerieten vor allem ihre Nachfolger allgemach auch wieder in den Blickstandpunkt der Antikenkunde hinein. Ja, diese wurde allmählich wieder so herrschend, daß sie sich von der alten „Interpretatio Romana" kaum mehr unterschied.

Im Laufe der Zeit hat man dann unterschiedliche Arten der Methodik auf die Germanenkunde angewandt; man kam, wie man sagte, „von irgendeiner Wissenschaft her" an den Forschungsgegenstand heran und zwang damit auch die Vergleichsmaßstäbe dieser Wissenschaften dem Forschungsgegenstand auf. Soziologisch ausgerichtete Germanisten untersuchten „Gemeinschaftskulturen", juristische Sachkenner Rechtsaltertümer, theologisch Beschlagene trieben germanische „Religionswissenschaft", Männer, die sich über vergleichende Völkerkunde unterrichtet hatten, ordneten die angeblich deutsche Volkskunde in dieses ihr Schema ein. Und jeder brachte die Gesetze von auswärts in seine Heimat mit; darum kann man sich nicht wundern, wenn diese Heimat nach den verschiedensten Seiten hin die absonderlichsten Gesichter zeigte. Denn nun spukten plötzlich fremdländische Gespenster wie Totem, Tabu, Dämonismus, Apotropie und ähnliche im deutschen Volkstum herum, und sie haben ihr Unwesen bis heute nicht aufgegeben, ja, sie haben uns alle in ihren dämonischen Bann gezwungen. Wer etwa von einem „Hausgeist" spräche, der redete unwissenschaftlich; wer aber von dem „Hausdämon" spricht, hat Anspruch auf Autorität. Mit diesen Bezeichnungen aber werden den Begriffen seelische und geistige Inhalte untergeschoben, die sie nicht haben und durch die sie herabgewertet, zum mindesten aber uns völlig entfremdet werden. Grundsätzlich ist das gar nichts anderes, als

wenn man vor 1100 Jahren unsere guten Geister in Dämonen, unsere Götter in Götzen, unsere Weihstätten in „Idola", das heißt Teufelsabbilder umtaufte.

Unser Thema macht solche Feststellungen dringend notwendig; denn was man heute als „Sinnbildforschung" bezeichnet, das begegnet bei fast allen amtlich bestallten Pflegern unserer Volkstumswissenschaft völliger Verständnislosigkeit, wenn nicht leidenschaftlicher Ablehnung. Selbst sonst verdiente Männer tun dies Gebiet damit ab, daß sie es in den Bereich des „Nicht-wißbaren" verweisen; das heißt also dessen, was an keinem der vorhandenen Maßstäbe gemessen werden kann, weil keine bisher „anerkannte" Wissenschaft diese Maßstäbe hat. Erst recht erbost zeigt man sich, wenn einer diese Sinnbildforschung mit der Runenforschung in Verbindung bringen will, etwa in der Absicht, beider Entwicklung und Sinn wechselseitig zu erklären.

In der Tat ist für das „lineare" oder „abstrakte" Sinnbild, wie wir es meinen, kein Vergleichsmaßstab vorhanden in den Wissenschaften, von denen man ausschließlich ausgeht: in der südländischen Schriftgeschichte, in der Geschichte der Kunst und besonders der „Ornamentik", und auch nicht in der landläufigen Religionsgeschichte. Da Runen nicht mehr praktisch angewandt werden, so fehlt hier die Vergleichsmöglichkeit mit dem Lebendigen — sie fehlt angeblich, denn Runen und Runenbetätigung werden dogmatisch als nicht mehr vorhanden angesehen. An die Runendenkmäler aber geht man ausschließlich schriftgeschichtlich heran, indem man Runen ausschließlich als Lautzeichen wertet, obschon bezeugt ist, daß sie ursprünglich Sinnzeichen gewesen sind. Wenn man schon eine selbständige Entstehung der Runen ablehnt, so verweist man erst recht eine Deutung ihres Sinngehaltes aus ihrer Form heraus in das Gebiet der Phantasie. Man konnte das um so leichter, als die Deutung von Runen als gewissermaßen vereinfachte Skizzen sinnfälliger Gegenstände, wie sie etwa B. Körner in seinem Handbuch der Heroldskunde versucht hatte, sich als völlig unhaltbar erwiesen hatte. Trotz aller Abwegigkeiten vor allem in der Etymologie hatte Körner doch richtig erkannt, daß die Namen der Runen in den germanischen Runenalphabeten irgend etwas mit ihrem ursprünglichen Sinn zu tun haben mußten. Den Weg zur Sinndeutung hat er jedoch nicht gefunden, zumal ihm dabei jede Methodik sprachgeschichtlicher Art völlig abging.

Der Schlüssel zur Sinndeutung liegt anderswo: nicht in der Abzeichnung der Umrisse eines sinnfälligen Gegenstandes, sondern in der Erfassung der wesenhaften Struktur, also der inneren Gesetze eines Gegenstandes, dessen Gestalt und Begriff sich in dieser Struktur treffen, weil sie sein vom Sinnfälligen her ins „Abstrakte" reichendes Bildungsgesetz ausdrückt. Ich muß hier wieder auf den Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches" hinweisen (Februarheft 1933 dieser Zeitschrift), in dem ich das Verhältnis von Abbild und Sinnbild grundsätzlich dargelegt habe. Um es noch einmal kurz zusammenzufassen: ein Sinnbild im echten Sinne ist nicht etwa die „Konzeption eines Gegenstandes unter dem Bilde eines anderen", wie es die landläufige Volkskunde ausdrückt; es ist etwas grundsätzlich anderes, nämlich die lineare Darstellung der wesenhaften Struktur eines Gegenstandes (auch eines lebenden) in linearer oder sonst „abgezogener" Form, wobei diese Form durch nachträgliche (sekundäre) Versinnlichung wieder eine scheinbar sinnfällige Gestalt annehmen kann. Gelingt es, in solchen Sinnbildern unzweideutig runische Formen und Begriffsinhalte nachzuweisen, so wäre damit nicht nur der Nachweis des wesenhaften Zusammenhanges von Rune und Sinnbild, sondern auch des ursprünglichen Sinnes wenigstens einer Reihe von Runen erbracht.

Wenn Herman Wirth mit seiner Behauptung recht hat, die Runen seien im wesentlichen geometrische Darstellungen des Jahreslaufes der Sonne mit einem aus dem Erlebnis dieses Jahreslaufes hergeleiteten Sinngehalt, so müssen sich, wo man den Jahreslauf erlebnismäßig begeht und einen Bestand von brauchtümlichen Formen dafür geschaffen hat, in diesen Formen die Grundzüge der entsprechenden Runen wiederfinden —

sofern überhaupt Volkstum, Brauchtum und Runen auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen. Ist aber dieser Nachweis mit einer bis zur überzeugenden Anschaulichkeit (Evidenz) gehenden Sicherheit geführt, so ergibt sich daraus zunächst, daß die entsprechenden Runen mindestens in einer Zeit, für die der entsprechende Brauch nachweisbar ist, in Deutschland bodenständig gewesen sind und einen entsprechenden Sinn gehabt haben; daß aber anderseits dort, wo wir an einem vorgeschichtlichen oder geschichtlichen Fundstück ein Runenzeichen angebracht sehen, wir mit dem Willen zu einer bestimmten Sinngebung rechnen dürfen. Wer hierbei die „Methodik" beanstanden zu müssen meint, den muß ich immer wieder darauf hinweisen, daß wir die Vergleichsmaßstäbe nur aus der in dem Gegenstande selbst waltenden Gesetzlichkeit gewinnen können, da es sich um einen ganz neuartigen und hiermit eigentlich zum ersten Male untersuchten geistigen Vorgang handelt. Es wird ja auch schwerlich ein Gelehrter auf den Gedanken kommen, die Temperatur mit dem Metermaß, den elektrischen Strom mit der Uhr oder geistige Kapazität nach Pferdestärken zu messen.

Man sollte diese Frage einmal ganz unbefangen durch die über die Herkunft der Runen bestehenden Meinungen prüfen; wie man auch dazu übergehen sollte, alle erschließbaren Runendenkmäler unbefangen zusammenzustellen, um dann erst die Frage nach ihrer Herkunft zu untersuchen, wozu man dann fremdländische Alphabete heranziehen kann. So aber geht man seit L. Wimmers großem Werke (Die Runenschrift, 1887) immer erst von den süd- und ostländischen Schriftreihen aus und sucht von dort erst die Runen in ein schon fertiggestelltes System einzubauen. Auch das jüngste Runenwerk (Helmut Arntz, Handbuch der Runenkunde. Halle 1935) geht keinen anderen Weg und ist dadurch von vornherein auf einen Blickstandpunkt festgelegt, der ihm die Annahme der nordischen Autonomie der Runen selbst dann nicht gestatten würde, wenn der Verfasser überhaupt dazu geneigt wäre. Die genannten und viele andere Untersuchungen stützen ihre Entlehnungstheorien allerdings auf genaue Formvergleiche mit fremden Schriftsystemen; ein ebenso genauer Formvergleich mit Zeichen, die keinem Schriftsystem angehören, wird jedoch weder in Betracht gezogen, noch als zulässig anerkannt. Das muß zwangsläufig eintreten, wenn man im Banne der überkommenen Theorie steht, anstatt den Formen des nordischen Kreises zunächst einmal eine Autonomie zuzugestehen und aus dieser heraus die Gesetze der Betrachtung zu entwickeln. Dann ist es nämlich gestattet, zunächst einmal den Formenbestand innerhalb des Bereiches nordischer Geisteszeugnisse — und das sind sowohl Schriftzeichen, wie auch Sinnbilder — für sich zu betrachten, zu vergleichen und daraus Beziehungen herzuleiten. Ich will das an einigen Beispielen versuchen; aus dem Ergebnis möge die Kritik schließen, ob es überhaupt gestattet ist, solche Vergleiche zu ziehen — das aber richtet sich nach dem mehr oder minder einleuchtenden Ergebnis der Untersuchung.

Ich beginne mit einer Form, die der unter dem Namen „Man" bekannten Rune entspricht, und die man heute vielfach als die „Lebensrune" bezeichnet. Wir wollen die Frage ganz beiseitelassen, ob sie in südlichen Alphabeten ein Gegenstück hat oder nicht — uns kommt es nur darauf an, sie in einen Formenbestand einzureihen, der mit Gewißheit als bei uns bodenständig angesehen werden muß; und das sind die Sinnbilder unseres Brauchtums. Als Schriftzeichen ist uns die Rune in mehreren Reihen und Inschriften belegt; erläutert wird sie in dem altnorwegischen Runengedicht und in dem isländischen Runenlied. In ersterem heißt es zur 14. Rune:

ᛘ (mađr)er moldar auki;
mikil er graeip á hauki.

„Mann ist Vermehrung des Staubes;
groß ist die Klaue am Habicht" (nach Wimmer).

Das isländische Runenlied hat an 14. Stelle:

ᛘ (mađr)er manns gaman
ok moldar auki
ok skipa skreytir.

„Mann ist des Mannes Freude
und des Staubes Vermehrung
und der Schiffe Schmuck" (nach Wimmer).

Übereinstimmend ist in beiden Reimen die Wendung „des Staubes Vermehrung"; das norwegische Lied bringt den Vergleich mit der Klaue des Habichts, der offenbar das Sinnbild mit der sinnfälligen Form der Raubvogelklaue in Beziehung setzt. „Der Schiffe Schmuck" ist als Vergleich nicht ohne weiteres zu erklären: ist damit der „Mann" als Träger des Wortbegriffes gemeint, oder die Sinnbildform „Man" als Wiedergabe eines Sinnbildes? Daß beide Möglichkeiten denkbar sind, geht daraus hervor, daß die Sinnbildform tatsächlich auf vorgeschichtlichen Feldzeichen als Stevenaufsatz bei Schiffszeichnungen erscheint, worauf Herman Wirth hingewiesen hat. Man darf ganz gewiß nicht an dieser Tatsache vorbeisehen, zumal dasselbe Zeichen in ursprünglich gleicher Form (die als „Hexenbesen" und als „Donnerbesen" bezeugt ist), auch später noch als Zeichen an Schiffen angebracht worden ist. (Ich bin geneigt, den „Besen", den Admiral Tromp an seinem Mast angebracht hatte, als er siegreich in die Themse einfuhr, für einen ganz ähnlichen Gegenstand zu halten). Der norwegische Runendichter kann gewiß nur an die lineare Sinnbildform denken, wenn er „man" mit der Habichtsklaue vergleicht; vermutlich hat er diese denn auch bei „moldar auki" im Auge, und dasselbe kann man für „skipa skreytir" schließen. Wichtig ist daher der Sinn von „moldar auki", das Wimmer mit „des Staubes Vermehrung" übersetzt, freilich ohne auch nur den Versuch einer Sinndeutung zu machen. Wirth meint, das Zeichen ᛘ sei als Sinnbild „der Erde Vermehrer", d. h. der Vermehrer des fruchtbaren Ackerlandes. Dem steht jedoch das Bedenken entgegen, daß „mold" zunächst tatsächlich „Staub" heißt. Andere haben an christ-

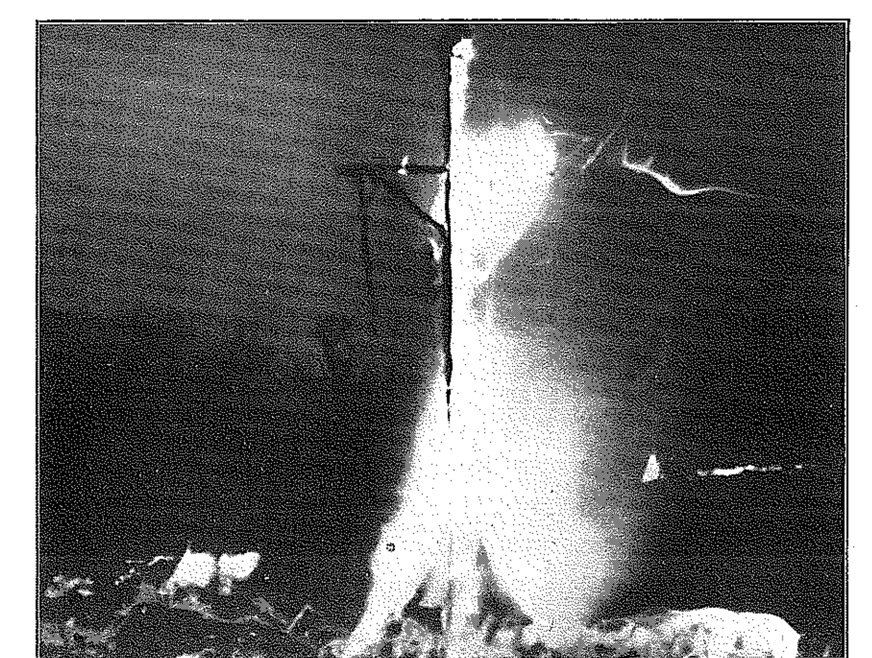


Abb. 1. „Der MenschenFreude". Das Sommerzeichen zu Attendorn in Westfalen wird um die Osterzeit verbrannt.
(Aufn. Deutsches Ahnenerbe.)

lichen Einfluß gedacht: der Mensch als sterbliches Wesen sei des Staubes Vermehrer, weil er wieder zu Staub werden müsse. Das ist aber schon deshalb unwahrscheinlich, weil moldar in beiden Liedern mit maðr stabt, die Verbindung ist also wohl älter als das Eindringen der christlichen Vorstellungen. Die Frage ist wieder, ob maðr hier als konkreter „Mann", oder als Form des Sinnbilds zu verstehen ist. Das kann den Weg zu der eigentlichen Bedeutung des Wortes zeigen.

Wir haben nun im germanischen Volksbrauch mehrere Sinnbilder, die in ihrer Form genau der Rune entsprechen. Das bedeutendste ist die sogenannte „Mittsommerstange" (mismosquost), die noch heute zu Seth bei Tondern in Gebrauch ist. Wie das entsprechende Bild von Attendorn zeigt, entspricht sie in ihrer Form genau der Rune Man (altnord. maðr). Sie wird zur Zeit der Sommersonnenwende aufgerichtet, dürfte also, wenn sie überhaupt einen mit der Form in Zusammenhang stehenden Sinn hat, ein Zeichen des hohen Sommers sein. Auf einen in der Form zum Ausdruck kommenden Sinn zu schließen, gebietet uns das unverbogene Denken und hindert uns nichts als die Meinung, die unter „Wissenschaft" nur das mechanische Ergebnis einer logizistischen Dressur versteht. Ist nun dieses Zeichen, das in der Rune linear dargestellt ist, das Zeichen des hohen Sommers, so würde sich die Wendung „des Staubes Vermehrung" erklären: der hohe Sommer vermehrt tatsächlich durch die Sonnenglut den Staub; er ist es also, der unter dem Zeichen dargestellt wird. Von hier bis zu der von Herman Wirth aufgestellten Ableitung aus dem Gesichtskreissonnenjahr ist nun kein weiter Weg mehr.

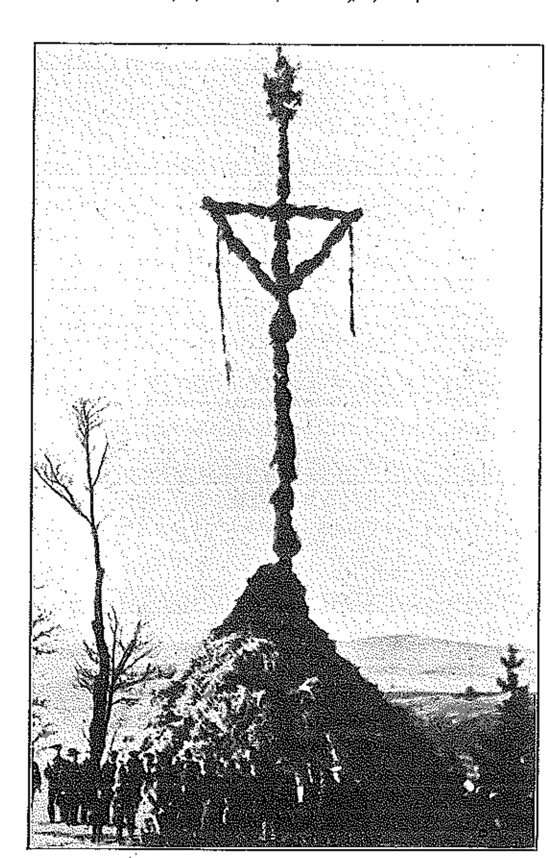


Abb. 2. Das Sommerzeichen von Attendorn in Westfalen.
(Aufn. Deutsches Ahnenerbe.)

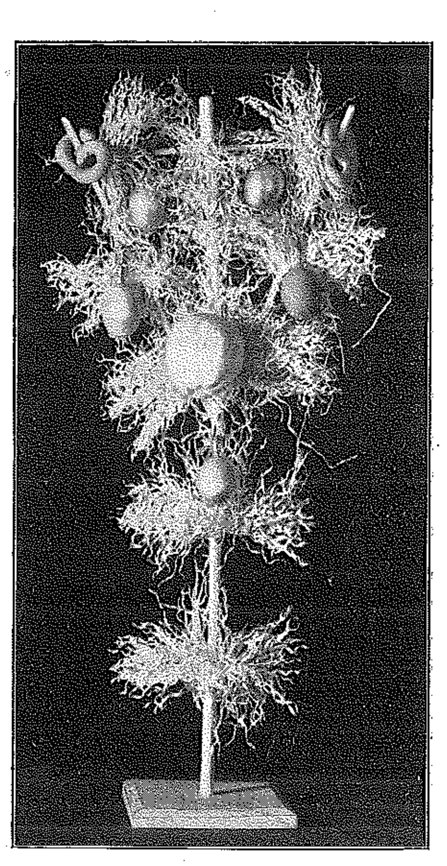


Abb. 3. „Palmpaasch". Frühlingssinnbild aus Westfalen.
(Aufn. Deutsches Ahnenerbe.)

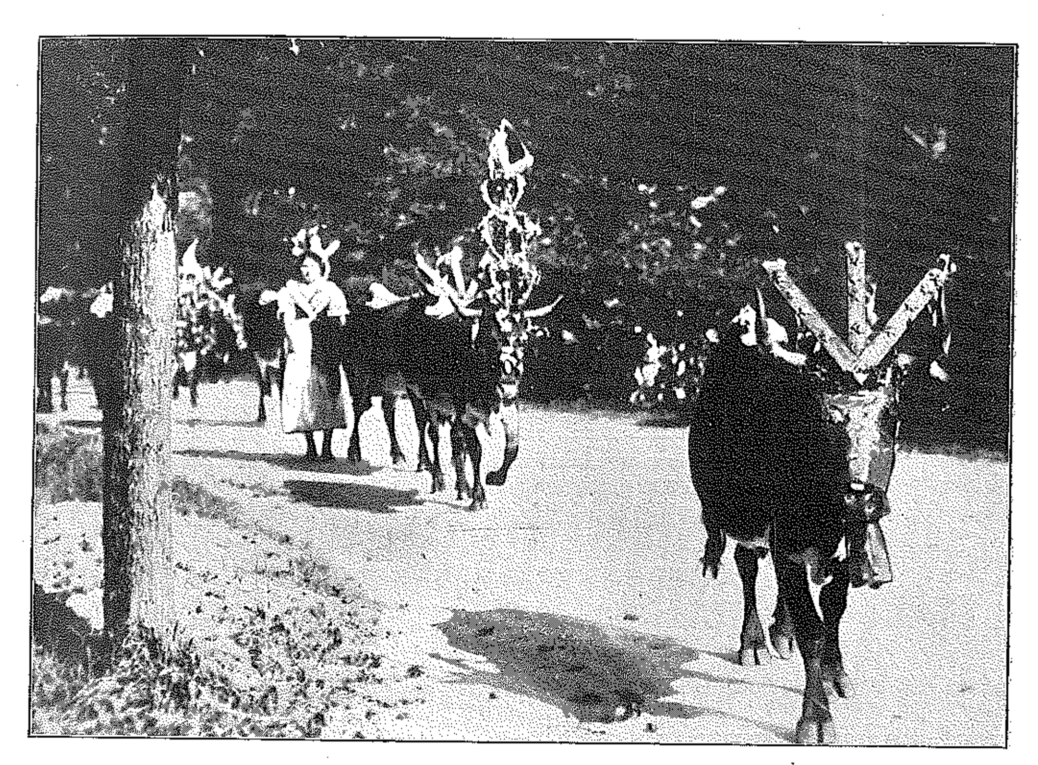


Abb. 4. Almabtrieb bei Berchtesgaden. Die Leitkuh mit dem ᛘ.
(Aufn. Deutsches Ahnenerbe.)

Wir kennen dieselbe Sinnbildform in Gestalt der sogenannten „Palmpaaschen", die in Westfalen und anderen nordwestdeutschen Gegenden um die Osterzeit in Gebrauch sind, also um die Zeit des Anstieges zur Sonnenhöhe im Sommer. Und wir sind berechtigt, daneben wieder die Symbolik des Taufsteins von Selde zu stellen, und zwar jene Seite, die das „Sonnenrad", die sogenannte Rosette zwischen den beiden Zeichen zeigt, deren Übereinstimmung mit der Rune maðr schlechterdings nicht bestritten werden kann, obschon für die orthodoxen Runologen solche Tatsachen einfach nicht bestehen. — Auch Süddeutschland hat seine Zeugnisse für dasselbe Sinnbild: die Abbildung zeigt den Stirnschmuck der Leitkuh, die beim Almabtrieb führt, wie er in der Berchtesgadener Gegend üblich ist. Die Kuh bekommt den Schmuck dann, wenn den Sommer über kein Stück von der Herde verlorengegangen ist; er drückt also wirklich „der Menschen Freude" aus. Man wird nun freilich immer wieder einwenden, daß der formale Zusammenhang zwar da sei, daß es aber an jedem Anhaltspunkt dafür fehle, daß der brauchtümliche Gegenstand wirklich einmal mit dem Namen der Rune bezeichnet worden sei — und erst das sei ein exakter Beweis. An diesem „exakten" Beweis fehlt es nicht; wir wollen zunächst jedoch an einem weiteren Beispiel den Sinngehalt untersuchen, der heute noch mit diesen Sinnbildern verbunden ist. Ich komme wieder auf den Taufstein von Selde zurück, und zwar auf das erste Feld, das den leeren Halbbogen zeigt, und auf das gegenüberliegende Feld mit den beiden Mittsommerstangen. Ob man in dem leeren Halbbogen die Rune Ur wiederfinden kann und von einem „Urbogen" sprechen darf, will ich abwartend dahingestellt sein lassen; uns kommt es hier zunächst nur auf den Sinngehalt dieser Form an. Ich stelle sie mit Sinnbildern des heutigen

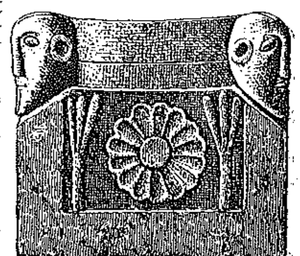


Abb. 5. Das Sommerzeichen auf dem Stein von Selde.

Volksbrauches zusammen, deren Sinngehalt ganz klar bezeichnet wird. Abbildung 6 stellt eine sogenannte „Wäperraut" dar, wie sie in Nordwestdeutschland als Neujahrssinnbild gebräuchlich ist; Abbildung 7 eine „Tunschere", die zu demselben Sinnbilderbestande gehört. Dazu schreibt R. Beitl in seiner „Deutschen Volkskunde" (Berlin 1933, S. 198): „Am Silvesterabend werden von jungen Leuten ‚Wäperrauts' ins Haus gebracht. Wäperraut ist ein aus einem Brett und zwei Holzbügeln bestehendes, mit buntem Papier geziertes Gestell, das einen Apfel oder Kuchen enthält. Der Bringer muß den Wäperraut in die Küche bringen. Er ruft laut: ‚Wääp! Wääp!' Wird er dann ergriffen, so muß er sich unter Spott mit den besten Speisen bewirten lassen. Wird der Bringer nicht ergriffen, so hat die Familie des Empfängers die Pflicht, am Abend vor Dreikönige in das Haus des Bringers eine sogenannte ‚Tunschere' zu tragen unter gleichen Bedingungen und Bräuchen wie oben. Die Tunschere hat jedoch statt der Holzbügel mehrere grüne Fichtenzweige. Der Wäperraut darf n u r a u s t r o c k e n e m (t o t e m) H o l z bestehen, die Tunschere dagegen muß möglichst aus grünem (lebendem) Holz, Zweigen usw. verfertigt sein (Garvel)".

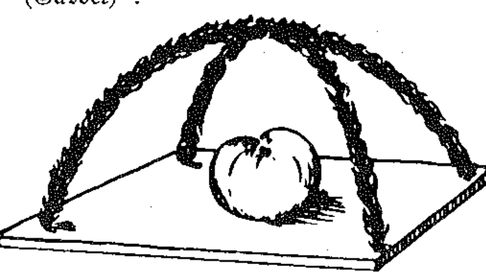


Abb. 6. „Wäperraut". Der Halbbogen als Zeichen der Wintersonnenwende im weihnachtlichen Brauchtum.
(Aus „Beitl, Deutsche Volkskunde".)

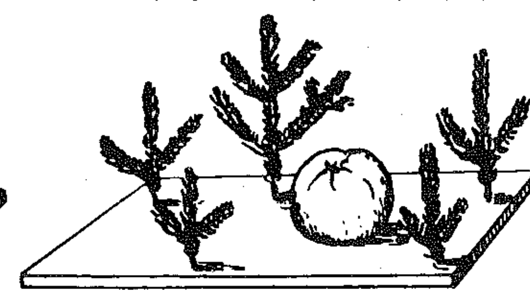


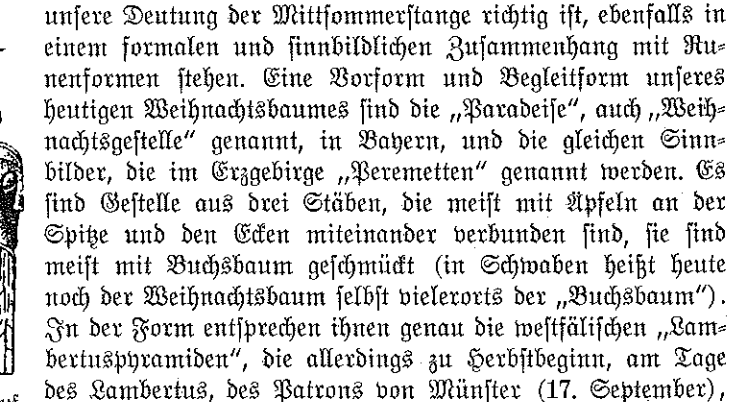
Abb. 7. „Tunschere".
(Aus „Beitl, Deutsche Volkskunde".)

Der Wäperraut zeigt den Halbbogen; daß er aus trockenem Holze sein muß, ist kein Zufall, denn er bedeutet ja das alte Jahr. Die Tunschere zeigt die Fichtenzweige in Gestalt der Rune, zwischen ihnen liegt der Apfel, der ja bekanntlich ein uraltes Sinnbild der Sonne ist. Das Ganze erinnert handgreiflich an die Symbolik des Taufsteins von Selde; aus diesem lebendigen Brauch geht vor allem hervor, daß es sich bei diesem wirklich um eine Jahreslaufsymbolik handelt, wodurch denn auch die andern Bestandteile des Taufsteines ein ganz anderes Gewicht bekommen.

Wir haben noch andere sinnbildliche Gegenstände, die zu Weihnachten und Neujahr, also bei der alten Wintersonnenwende gebräuchlich sind; und ihre Formen sollten, wenn



Abb. 8. Der Rundbogen auf Stein von Selde.



unsere Deutung der Mittsommerstange richtig ist, ebenfalls in einem formalen und sinnbildlichen Zusammenhang mit Runenformen stehen. Eine Vorform und Begleitform unseres heutigen Weihnachtsbaumes sind die „Paradeise", auch „Weihnachtsgestelle" genannt, in Bayern, und die gleichen Sinnbilder, die im Erzgebirge „Peremetten" genannt werden. Es sind Gestelle aus drei Stäben, die meist mit Äpfeln an der Spitze und den Ecken miteinander verbunden sind, sie sind meist mit Buchsbaum geschmückt (in Schwaben heißt heute noch der Weihnachtsbaum selbst vielerorts der „Buchsbaum"). In der Form entsprechen ihnen genau die westfälischen „Lambertuspyramiden", die allerdings zu Herbstbeginn, am Tage des Lambertus, des Patrons von Münster (17. September), aufgestellt werden und den Mittelpunkt von Reigentänzen und

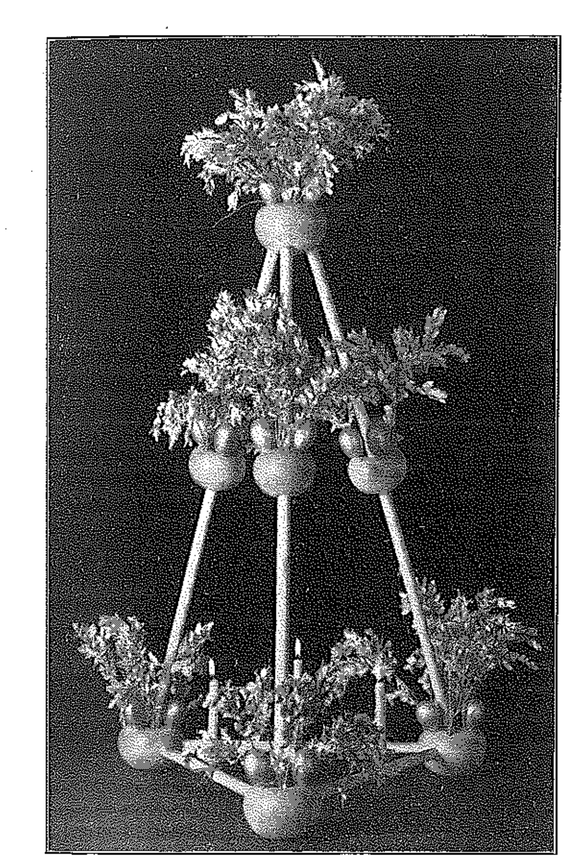


Abb. 9. „Paradeis", das Sinnbild der Wintersonnenwende in Bayern.
(Aufn. Deutsches Ahnenerbe)

Spielen bilden. Ursprünglich handelt es sich offenbar um einen Gegenstand, der beim herbstlichen Totenfest üblich war. Früher waren diese Pyramiden mit durchscheinendem Papier beklebt und von innen durch „Lampiönkes" erhellt; heute schmückt man sie meistens mit Papierlaternen.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß diese Gestelle, die offensichtlich ein Sinnbild der Wintersonnenwende darstellen, die Form jener Rune wiedergeben, die unter dem Namen „Yr" = „Eibe" (althochdeutsch iwa) die letzte der kurzen Runenreihe ist. Im norwegischen Runenlied heißt es von ihr:

ᛦ (Yr)er vetrgrönstr viđa;
vant er, er brennr, at sviđa —

„Eibe ist der wintergrünste Baum;
es pflegt zu sengen, wo (wenn) es
brennt" (Wimmer).

Über die Herkunft der Form hat man die Vermutung ausgesprochen, sie solle den Bogen wiedergeben, der ja aus Eibenholz verfertigt wurde. Das mag anklingen, aber es ist nicht zu übersehen, daß die Rune eine Umkehrung der Rune madr = man darstellt, und daß manches darauf hinweist, daß sie — als Gegenstück zu dieser — ein Sinnbild der Wintersonnenwende ist. Darauf deutet schon die Bezeichnung „wintergrünster Baum"; die Eibe wird, wie später die Tanne, sicher als Sinnbild der Wintersonnenwende verwendet worden sein. Der Zusammenhang mit dem Brennen und Sengen bleibt zunächst dunkel; noch unverständlicher erscheint der Vers des isländischen Liedes:

↕ (Yr) er bendr bogi
ok brotgjarnt jârn
ok fîfu fârbauti —

„Yr ist gespannter Bogen und sprödes Eisen
und des Pfeiles Riese" (Wimmer).

Die Form der Rune ist hier auch eine andere; aber in den ältesten ingwäonischen Denkmälern zeigt sie eine entsprechende Form, wie in dem norwegischen Lied, jedenfalls ist sie dreiteilig: ⩚ ᛣ (Arntz S. 147). Das Abecedarium Nordmannicum (Arntz S. 103) schließt ebenfalls mit dieser Rune: „Yr al bihabet" = Eibe umschließt alles; was sowohl auf den Schluß des Alphabets, wie auch auf das Ende des Jahreslaufes gehen kann, wenn das Wintersinnbild wirklich die Runenform wiedergibt. Und daß dies der Fall ist, schließe ich aus dem lebendigen Volksbrauch, in dem an anderer Stelle tatsächlich nicht nur die Form vorkommt, sondern sogar der Name „Eibe" erhalten ist. In Sachs-Villattes französisch-deutschem Wörterbuch (Band I, 4. Bearb., 1917, S. 492) ist zu lesen:

„if (ahd. îwa = nhd. Eibe) 1. Eibe, Taxbaum (Taxus). 2. dreieckiges Gestell zu Illuminationen, für Flaschen usw."

Dieses Gestell ist in Brabant, sowohl im flämischen wie im welschen Teil, heute noch üblich; jedenfalls habe ich es dort 1917/18 selbst noch gesehen, und zwar als mit Kerzen bestecktes dreiseitiges Gestell, wie das bayrische „Paradeis", nur daß es beim Todesfall zu beiden Seiten des Sarges oder Katafalkes aufgestellt wurde. Bei den brabantischen Bauern war das ein Bestandteil der Totenfeier, in Übereinstimmung mit der alten Gleichung von Jahreslauf und Lebenslauf. Wir können annehmen, daß die Wallonen und Nordfranzosen mit dem Gegenstand auch das Wort von den eingewanderten Germanen übernommen haben; also muß mindestens in der Völkerwanderungszeit Form und Name der Rune noch bewußt mit dem Sinnbild in Verbindung gebracht sein. Ursprünglich wurden diese Gestelle wirklich aus Eibenholz hergestellt (so wie der Wäperraut aus Fichtenzweigen); Kerssenbrock berichtet in seiner Wiedertäufergeschichte aus Münster (1572): „Virides taxos impositis candelis erigunt, circum quas adolescentes et puellae cum pudicitiae interdum jactura choreas ducunt" (bei Detmer, cap. IV, S. 85): „sie stellen grüne Eiben mit daraufgesteckten Kerzen auf, um die Knaben und Mädchen oft unter Gefährdung der guten Sitte Reigen führen". Es handelt sich offenbar um Vorläufer jener „Pyramiden", die dort heute noch mit demselben Brauche verbunden sind. Jedenfalls haben wir hier den seltenen Fall, daß ein brauchtümliches Sinnbild mit der Form einer Rune auch ihren Namen bewahrt hat; was wohl als wichtiges Zeugnis für den Zusammenhang von Rune und Sinnbild angesehen werden darf.

Der altgermanische Staat (Schluß)

Von Dr. Wolfgang Hofmann

Der bisher geschilderte Staatsbegriff der Germanen gilt im wesentlichen nur für die Urzeit, d. h. für die Zeit vor der Berührung mit den Römern und vor allem vor der Völkerwanderung. Sicher ist hiernach, daß die Germanen von Haus eigenes Staatswesen besaßen und daß ihr Staat in der sichtbaren Ordnung der Volksgemeinschaft bestand. Eine Tatsache, die den germanischen Staat von dem des Mittelalters ebenso sehr scheidet, wie sie ihn dem heutigen deutschen Volksstaate nahebringt.

Nun tritt aber durch die Völkerwanderung, durch die Ansiedlung ganzer Völkerschaftsverbände auf ehemaligem römischen Reichsboden und durch die Verbindung mit römischen und kirchlichen Rechtsideen allmählich eine völlige Umgestaltung des germanischen Urstaates ein. Freilich weiß sich der ursprüngliche germanische Volksstaat noch lange neben, ja auch gegen das bereits von römischer Staatsverfassung durchdrungene Königtum zu behaupten.

Gewisse Voraussetzungen zu dieser Wandlung führten die durch die germanischen Wanderzüge geschaffenen Verhältnisse im Keim bereits mit sich. Eine solche Wanderung bedeutete für das Volk immer mehr oder weniger einen Kriegszustand, in dem das Amt des Herzogs an Einfluß über das Thing gewann. Zudem hatte der unter dem Druck der Römerkämpfe notwendig gewordene politische Zusammenschluß der Gaue zu Völkerschaften und Völkerschaftsverbänden eine straffere Staatsleitung erfordert. Viele der Namen kleiner Stämme, die Tacitus noch anführt, sind völlig verschwunden und die Namen großer Verbände an ihre Stelle getreten: Franken, Alamannen, Burgunden, Thüringer, Sachsen, Friesen, Langobarden, Goten.

Allmählich beginnt sich die Erblichkeit des Königtums durchzusetzen. Insofern ein Vorteil, als dem Volke in diesen unruhigen, gefahrvollen Zeiten der doch immer und in solcher Lage besonders kritische Wahlgang erspart blieb. Dazu kam, daß die Teilnahme an

den neuen Thingen des gesamten Volkes und mithin an der Wahlhandlung dem Einzelnen durch die viel größeren räumlichen Entfernungen wesentlich erschwert wurde. Neben der Notwendigkeit einer starken autoritären Führung wirkte zur Kräftigung des Königtums und seines Erbrechtes auch der Umstand mit, daß der berufene Hüter der überkommenen Volksfreiheit, der alte Geschlechtsadel, der pflichtgemäß bei allen Kämpfen in vorderster Linie stritt, während der dauernden Kriege immer mehr zusammenschmilzt.

Die großen germanischen Heerkönige der Völkerwanderungszeit, die Chlodovech, die Theoderich, geniale, aber rücksichtslose Politiker, haben in dem alten Adel den gefährlichsten Feind ihrer Würde und Macht sehr bald erkannt. Und wo immer die alten Geschlechter und die Gemeinfreien dem Königtum gegenüber trotzig auf ihre alten Volksrechte und Freiheiten pochten, da haben die Herrscher durchgegriffen und, wenn es die Staatsraison erheischte, selbst ihrer eigenen Gesippen nicht geschont. Mag uns das heute unbegreiflich erscheinen: Die Verfassung des germanischen Urstaates paßte wohl auf die kleinen Staatsgebiete der Heimat mit ihrer geringen Bevölkerungszahl, aber für die durch die Stammverbände und Völkerschaftsbündnisse gewaltig gesteigerte Menge der Volksgenossen und die weit größere Ausdehnung der Siedlungsgebiete erwies sie sich in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr als zweckmäßig. Ganz besonders mußte der alte Sippenverband, dessen Glieder im König immer nur einen ihresgleichen zu sehen gewohnt waren, dieser Entwicklung des Königtums zu einer unbeschränkten Autokratie widerstreben, verdankte doch der König letztlich ihm seine Macht und sollte auch wiederum in dieser Macht durch ihn beschränkt sein. Die Natur der Dinge aber forderte ein über dem Volke stehendes und von ihm unabhängiges Königtum. Daß dieses Ziel nur auf gewaltsamem Wege durchzusetzen war, dafür sorgte der echt germanische unbändige Freiheitstrotz der alten Geschlechter. Soweit sie nicht in den endlosen Kämpfen der Völkerwanderung dahingesunken waren, erlagen sie zuletzt dem rücksichtslosen Zugriff des Königstums. Das blutigste Beispiel gab in dieser Beziehung das Frankenreich unter Chlodovech. Geradezu grauenvoll hat dieser gewaltige, aber despotische Herrscher unter seinen Gesippen aufgeräumt, um seinen Staat der Franken von innen her zu sichern.

Aber noch während der Wanderzeit beginnt sich an Stelle des mehr und mehr zusammenschmelzenden Geburtsadels ein neuer Adel unter bewußter Förderung des Königstums zu bilden. Es war der Beamten- oder Dienstadel, die Ministerialen, in deren Reihen sich nun scharenweise Gemeinfreie und ehrgeizige Freigelassene drängen. Diese Erscheinung hatte zwar auch ein altgermanisches Vorbild in den sogenannten Gefolgschaften. Jetzt aber wurde sie zu einer Einrichtung von weittragender, staatsrechtlicher Bedeutung. Wie die alten Gefolgsmannen ihrem Führer, verpflichteten sich nun diese neuen Adligen dem König auf Tod und Leben und gaben ihm in ihrer unbedingten Treue und Ergebenheit das Mittel an die Hand, seine Macht gegenüber dem breiten Volke immer unabhängiger zu gestalten.

Die Größe der neuen Staatsgebiete erlaubte Regierung und Verwaltung durch ein Volksthing nicht mehr, ganz abgesehen von der schon erwähnten Schwierigkeit einer regelmäßigen Teilnahme an einem solchen. Zwar bestand noch ein allgemeines Volksthing, aber es war lediglich eine Heeresversammlung, im Frankenreich nach der Zeit seiner Tagung das Märzfeld, später das Maifeld genannt, und es stellte im wesentlichen nur eine Musterung der Waffenfähigen durch den König dar. Gesetzgebende Gewalt besaß es nicht mehr, bestand es doch zum größten Teil aus eben jenen, dem König treu ergebenen Dienstmannen, die nicht zusammenkamen, um Beschlüsse zu fassen, sondern um Befehle entgegenzunehmen. Denn abgesehen davon, daß die Gemeinfreien in immer geringerer Zahl die Reichsversamlungen besuchen konnten: ihr Stand, der ursprüngliche Hauptträger der Wehr- und Thingpflicht, war, wie vorher der des Geburtsadels im Schwinden begriffen. Ein großer Teil war in den Königsdienst getreten, ein anderer aber, der an den nun-

mehr räumlich und zeitlich weit über die früheren Verhältnisse ausgedehnten Feldzügen nicht mehr teilnehmen konnte, sollte seine Wirtschaft daheim nicht zugrunde gehen, entzog sich seiner Kriegspflicht, indem er seine Freiheit und wirtschaftliche Selbständigkeit opferte und sich als Höriger in den Dienst eines größeren Grundbesitzers begab. Er blieb damit zwar persönlich frei, mußte aber seinem neuen Herrn von seinem Grund und Boden bestimmte Abgaben entrichten. Diejenigen Freien, deren Wirtschaft auf diesem Wege bereits ruiniert war, begaben sich als Vasallen zu persönlicher Dienstleistung gegen Unterhalt in die Herrschatft eines Mächtigen. Sie bildeten zumeist den Kern eines Berufskriegerstandes. Es waren das die sogenannten „Haistalden“ oder „Hagestolze“, die keine Familie gründen konnten.



Abb. 1. Der König bietet durch den Königsbrief die Fürsten zum Dienste auf
(Aus dem Sachsenspiegel.)

Zwar hat das alte Gauthing noch lange weiter bestanden, doch beschränkten sich seine Obliegenheiten nur noch auf die Rechtsprechung. Politische Bedeutung besaß es nicht mehr. Den Vorsitz sowie die Aufsicht über den Gau führte kein vom Thing gewählter, sondern ein vom König bestellter Graf aus dem neuen Dienstadel.

Dieser neue Adel, der nun die herrschende Oberschicht im germanischen Staat bildete, hielt für seine dem König getätigte Leistung Grundbesitz aus dem umfangreichen Krongut, das den Königen bei der Eroberung ehemals römischer Gebiete zugefallen war. Diese Verleihung bedingte kein Eigentumsrecht, sondern nur das der Nutznießung. Es ist das sogenannte *Lehen*, das mit dem Todesfall des Inhabers oder wegen Verletzung der dem König gelobten Treue wieder an diesen zurückfiel. Andere wurden nicht belehnt, sondern erhielten Vergütungen aus den königlichen Gefällen. Die Hauptpflicht des Lehnsmannes bestand in der Heeresfolge, und die Lehen mußten demgemäß eine genügende Anzahl Unfreier und Höriger umfassen, die das Gut in der Abwesenheit des Lehnsmannes bewirtschaften konnten. Neben den Lehnsleuten waren freilich noch große Grundbesitzer vorhanden, denen ihr Besitz meist im Wege der Eroberung anheimgefallen war. Sie verfuhren nun ihren Vasallen gegenüber wie der König, indem sie aus ihrem Gut sogenannte Afterlehen weitergaben. Auch die großen Lehnsträger folgten ihrem Beispiel. Hierdurch wurde das Verhältnis der Regierten zum Regierenden aus einem staatsrechtlichen des

Urstaates zu einem *privatrechtlichen*. Lehnswesen und Vasallität sind ihrem Rechtssinn nach römischen Ursprungs und drängen den alten Gefolgschaftsgedanken immer mehr zurück. Aus dem Lehnsstaat hat sich unter der Hülle des Mittelalters der Obrigkeitsstaat der Neuzeit entwickelt, in Deutschland freilich auf Kosten der kaiserlichen und königlichen Zentralgewalt. Denn schon unter den Söhnen Ludwigs des Frommen bildete sich der Grundsatz aus, daß Lehnspflicht vor Königspflicht geht, falls der König nicht selbst Lehnsherr war, ein Umstand, der die Zersplitterung des germanischen Staates in einzelne Territorialgewalten mit der Zeit begünstigen mußte.

Gleichwohl ist aber auch dieser Staat während und nach der Völkerwanderung seinem Wesen nach noch durchaus germanisch. Die Entwicklung zur Monarchie war, wie wir sahen, durch die äußeren Verhältnisse und Notwendigkeiten bedingt und vollzog sich ganz organisch aus dem urgermanischen Zustand heraus. Auch die Überschneidungen des alten Volksrechtes, das immer noch auf den Gauthingen gehandhabt wurde, durch das neue Königsrecht bedeuteten nur eine folgerichtige Weiterbildung alter Rechtsnormen, aber noch keine Überfremdung.

Nur bei den nicht an der Völkerwanderung teilnehmenden Stämmen, wie den Sachsen und Friesen, erhielt sich die alte Gauverfassung in ihrer ursprünglichen Form noch lange, bei den letzteren noch weit bis ins Mittelalter hinein, bei den Sachsen bis zu ihrer Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft.

Allerdings tritt nun neben diesen germanischen Staat der Völkerwanderungszeit ein fremdes Element, das ihn allmählich immer mehr durchdringt. Mit der Eroberung römischen Reichsbodens nahmen die germanischen Staaten die dort seßhafte römische oder längst romanisierte Bevölkerung in ihren Untertanenverband auf. Die Eingliederung dieser meist städtischen und gewerbetreibenden Bevölkerung, den germanischen Einwanderern an Zahl weit überlegen, war unter Anwendung germanischen Rechtes nicht durchführbar. Sie vollzog sich mittelbar auf dem Wege über die Person des Königs. Denn das noch mühsam um die Anerkennung bei den eigenen Volksgenossen ringende germanische Königtum sah sich der einheimischen Bevölkerung gegenüber in einer weit vorteilhafteren Lage: es konnte hier einfach an die Stelle des römischen Kaisers treten und wurde von den in jenen unruhigen Zeiten eine geregelte Staatsführung ersehnenden Römern, die nun einmal die kaiserliche Gewalt gewöhnt waren, im Anfang wenigstens als kleineres Übel gern anerkannt. So wurde überall der germanische Heerkönig Rechtsnachfolger der römischen Cäsaren und regierte seine römischen Untertanen nach ihrem römischen, seine germanischen nach germanischem Recht. Es entstand eine Art durch Personalunion verbundener Doppelmonarchie.

Dieses Regieren gestaltete sich aber für die Germanenfürsten nicht eben einfach: die Größe ihres neuen Staatsgebietes wie die Zahl der Bevölkerung stellten andere Ansprüche, als der bäuerliche germanische Urstaat zu befriedigen vermochte. Vor allem bedurfte es eines gewissen Maßes von Verwaltungsbürokratie. Den Königen aber mangelte hierzu ein erfahrenes und geschultes Personal unter ihren Landsleuten.

So mußten denn die Verwaltungskanzleien der neuen germanischen Staaten mit gebildeten Römern besetzt werden. Von solchen ist bekanntlich der Kanzler des Ostgotenkönigs Theoderich, Marcus Aurelius Cassiodorus, am berühmtesten geworden. Vielfach und im Laufe der Zeit trat aber auch die Geistlichkeit in solche Ämter ein, die als berufener Hüter der alten römischen Staatskunst und ihrer hochentwickelten Verwaltungspraxis, vor allem aber als Besitzer der höchsten damaligen Bildungswerte für diese Posten besonders berufen schien.

Das Frankenreich bleibt nach dem Verbrausen der Völkerwanderung der einzige bedeutende germanische Staat auf altem römischen Reichsgebiet. Hier hatte durch die Verwendung der Geistlichkeit in staatsmännischen Angelegenheiten die Kirche und ihre Bil-

dung immer mehr im Volke Wurzel geschlagen, so daß nun auch umgekehrt geborene Franken im Priesterstande erscheinen. Es begann sich so etwas wie eine fränkische Nationalkirche zu bilden.

Dieser Einbau der Kirche in den Staatsorganismus gewinnt jedoch unter den Karolingern einen ganz neuen Sinn, der auch dem germanischen Königtum allmählich eine seinem ursprünglichen Charakter völlig fremde Rechtsgrundlage verleihen sollte. Denn nachdem das Papsttum durch den Ausgang des byzantinischen Bilderstreites seinen Halt am oströmischen Kaisertum verloren hatte, suchte es bei den mächtigen Frankenkönigen der Karolinger Schutz und Anlehnung. So entwickelt sich wahrscheinlich gemäß der Religionshoheit des altgermanischen Staates das später so verhängnisvolle Schirmvogtamt des Königs über die Kirche. Als vollends Karl der Erste, von den Ideen des augustinischen Gottesstaates erfüllt, das Königtum mit den Aufgaben eines religiösen Imperialismus belastet, erhält dieses durchaus theokratische Eigenschaft. Und mit diesem theokratischen Unterbau des Königtums in Verbindung mit dem privatrechtlichen Lehnsstaat ist der altgermanische Urstaat endgültig ausgelöscht.



Abb. 2. Bauern verteidigen vor dem Burmeister ihr Dorfrecht gegen einen Fremden
(Aus dem Sachsenspiegel.)

Das in der Rasse wurzelnde urgermanische Staatsgefühl war gleichwohl im deutschen Volke niemals ganz zu Grabe getragen, ja es hatten sich vereinzelt urgermanische Staatsverhältnisse in kleineren Gemeinwesen, wo die Bedingungen günstig lagen, erhalten. Die Entfremdung, die seit der Völkerwanderung zwischen der Spitze des Staates und dem Volke immer mehr Platz griff, ist andererseits von den Deutschen niemals ganz verschmerzt worden. Denn wir begegnen in der deutschen Geschichte nunmehr einem ganz neuen staatsrechtlichen Begriff, den die Urzeit kaum gekannt haben wird. Zweifellos ist er erst durch jenes Mißverhältnis zwischen Volkswillen und königlicher Gewalt herausgebildet worden: ich meine das Revolutionsrecht, d. h. das legale Recht, der Staatsgewalt unter ganz bestimmten Voraussetzungen den Gehorsam aufzukündigen und sie nötigenfalls zu stürzen.

Wir kennen bereits ein Beispiel dafür aus der Völkerwanderungszeit. Als der Ostgotenkönig Theodahad seine Base Amalaswintha hatte ermorden und sich zu einem schimpflichen Vertrage mit dem oströmischen Kaiser hatte bestimmen lassen, entsetzte ihn die ostgotische Volksversammlung zu Regeta seines Amtes und erhob den tapferen Witichis auf den Thron: ein nach altgermanischem Staatsrecht völlig legitimer Akt, vom Standpunkte des neuen Königsrechtes jedoch eine Revolution.

Im späten Mittelalter ist das Ausscheiden der Schweizer Eidgenossen aus dem Verbande der habsburgischen Hausmacht ein typischer Fall für dies inzwischen geradezu juristisch ausgebildete Revolutionsrecht. In seinem „Tell" hat Schiller meisterhaft den Schwur auf dem Rütli, ein echtes Thing, geschildert. Wenn Zeit und Ort hier auch nicht geschichtlich sind, so müssen sich doch die Dinge in dieser Form vollzogen haben. Es wird dort in feierlichem Ritus festgestellt, daß die alten Freiheiten und Gerechtsame durch den König, bzw. den Grafen von Habsburg, verletzt sind, und mit ebenso feierlicher Symbolik des alten Rechtsganges der Abfall beschlossen. Überhaupt hatten sich gerade in den wenig berührten Bergtälern der Schweiz die urgermanischen Verhältnisse fast getreu erhalten, die in wesentlichen Resten sogar heute noch fortbestehen. Dort gab es noch den Hunno, den alten Gaugrafen, der damals wie heute den Namen Ammann führt.

Zwei weitere Fälle einer Anwendung dieses Revolutionsrechtes in neuerer Zeit sind der Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft und die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Beurkundungen beider Akte besitzen einen fast völlig übereinstimmenden Wortlaut.

Endlich ist aber die nationale Revolution von 1933 selbst nichts anderes als ein solcher Akt altgermanischen Revolutionsrechtes, der sich merkwürdigerweise unter völlig legalen Formen vollzog.

Zum Schluß dürfen wir in unserem Staat des Deutschen Reiches, der nichts anderes sein will als die sichtbare Ordnung der Volksgemeinschaft, eine Wiedergeburt des germanischen Urstaates erblicken. Mögen seine Ausmaße und seine Formen andere sein: seinem Geiste nach ist er eins mit seinem Urbilde der Vorzeit, und das ist eben letzten Endes der Sinn dieser Umwälzung. Ist doch der Nationalsozialismus nichts anderes als die Rückfindung des deutschen Menschen zu seinem ursprünglichen Wesen.

Erwecker der Vorzeit

Wenn wir heute aus einer Fülle gesicherter Tatsachen uns ein lebendiges Bild von dem Wesen, dem Leben und den Leistungen unserer Ahnen machen können, so müssen wir immer derer gedenken, die vor geraumer Zeit unter ungünstigsten Verhältnissen, alleinstehend gegen eine gleichgültige, feindliche oder hämische wissenschaftliche und unwissenschaftliche Welt aus tiefer seelischer Anteilnahme zuerst den Weg zum Erbe unserer Ahnen gebahnt haben. Trotz des großen Kulturbruches um 800 hatten die germanischen Völker unbewußt in der Geborgenheit ihres alten Geistesbesitzes weitergelebt; erst als dieser gewaltige Schatz infolge dauernder innerer Aushöhlung zu schwinden drohte, setzten die bewußten Erwecker des kostbaren Erbes mit ihrer Arbeit ein. Wertvolle und unersetzliche Schätze sind uns durch sie in letzter Stunde vor dem ewigen Verderben bewahrt worden, um fortan in der Schatzkammer unseres Geistes wichtiges Rüstzeug für die Gestaltung der Zukunft zu werden. Es sind nicht nur Gelehrte von Ruf, sondern vor allem auch stille und zähe Forscher darunter, die aus dem engeren Boden ihrer Heimat manches vor dem Verderben gerettet haben, was heute erst in weiterem Rahmen seine eigentliche Bedeutung erweist.

Wir beginnen heute mit einer Reihe von Darstellungen des Lebens und Schaffens jener

großen Erwecker, deren Leistungen an dieser Stelle gewürdigt werden sollen. An der Spitze stehen die großen Humanisten des Nordens, deren „Humanismus" noch so fest im eigenen Heimatboden verwurzelt war, daß sie vor dem Glanz des Südens nicht die starken Wurzeln der eigenen Kraft aus dem Auge verloren.

Schriftleitung.

I. Johannes und Olaus Magnus

Von Professor Dr. Herman Wirth

Die Entstehung der Renaissance und das Aufkommen des Humanismus bedeutete, so unwahrscheinlich das zunächst klingen mag, auch für die germanische Altertumswissenschaft den Ausgangspunkt. Denn die Wiederentdeckung der Kulturen des klassischen Altertums, von Hellas und Rom, die Wiederbelebung der Literatur und Wissenschaft der Antike seit dem 15. Jahrhundert führte im 16. Jahrhundert auf dem Umwege über die Antike auch zur Entdeckung der germanischen Heimat. Der Bann des in engen Dogmen gefangenen mittelalterlichen Weltbildes wurde durchbrochen; Welt und Natur wurden nicht mehr als in ewigem Widerstreit mit Gott empfunden. Die Wissenschaft von der Antike zerriß den Nebel, der über den Äußerungen eines freien und selbständigen Menschentums gelegen und dem mittelalterlichen Menschen ein dauerndes Minderwertigkeitsgefühl eingeimpft hatte. Mit der Befreiung des „heidnischen" südlichen Europas wurde der Fluch der Minderwertigkeit auch von der heidnischen Vergangenheit der eigenen nordischen Heimat genommen.

Die Wiederentdeckung der Welt und des Lebens, der freien Geisteskultur, die Entstehung einer Geschichtsforschung, eines Altertumsstudiums aus Quellen- und Denkmälerkunde zerbrach auch im germanischen Norden den Bann einer verfallenen Theologie. Die Humanisten der germanischen Länder des Nordens wandten sich nunmehr auch der Altertumsforschung, der Völker- und Volkskunde der Heimat zu.

Dieser erste Abschnitt des nordischen Humanismus ist ein geistesgeschichtlich äußerst wichtiger Abschnitt. Denn hier stieß der nordische Mensch zum ersten Male wieder ahnend zu seiner eigenen Vergangenheit vor. Er durchbrach also auch den Minderwertigkeitskomplex, den der Süden über seine eigene „heidnische" Vergangenheit gelegt hatte, der aber als geistige Wertung der „nordischen Barbaren" bereits eine Schau der artfremd gewordenen Großstadtzivilisation Roms vor seiner Verchristlichung gewesen war.

Hier sagte sich der nordische Humanist von der Autorität Roms los, d. h. von der einzigen geistigen Autorität und Tradition die es damals im Abendlande gab; er sagte sich los von der „interpretatio romana", der römischen Deutung und Auslegung, und wandte sich auch hier der Gott- und Wahrheitssuche, der Heimat und dem Volkstum zu. Nicht wußte er noch, daß in ihm die Stimme des Blutes erwacht war; noch ruhten im Schoße seines Heimatbodens die Zeugnisse der Vergangenheit seiner Art, die erst später — und auch dann wieder im Entscheidungskampfe mit der „interpretatio romana" — ans Licht gebracht werden sollten. Dieser verheißungsvolle Angriff des nordischen Humanismus aber endete in einer restlosen Abhängigkeit von der Antike, in einer formalen, äußeren Nachahmung, der ja auch die bildenden Künste anheimfielen. Noch war der Nebel nicht weit genug gewichen, als daß man den Zusammenhang mit der mittelländisch-römischen Reaktion klar erkannt und gewertet hätte. Noch war die Zeit nicht gekommen.

Dieser zweite Abschnitt der Auseinandersetzung zwischen der nordischen und der orientalisch-mittelländischen Geisteshaltung hebt erst jetzt wieder an.

Wenn wir nun am Anfange unserer Darstellung das Werk des letzten römisch-katholischen Erzbischofs von Schweden bringen, so ist dies in zwiefacher Hinsicht kennzeichnend: einerseits für den geistigen Umbruch im Zeitalter der Renaissance, und andererseits für die Sonderstellung, die Schweden hierbei einnimmt. Die nächsten bücher- und lebenskundlichen Beschreibungen werden schwedischen und dänischen Humanisten gewidmet sein. Wir werden dabei feststellen können, daß der schwedische Humanismus im Gegensatz zum dänischen wie zum deutschen Humanismus, in der Dauerüberlieferung seiner bodenständigen Volkskultur wurzelt, welche nicht in dem römisch-christlichen Mittelalter versiegt war, sondern es überdauert hatte. Die schwedischen Humanisten, meistens selber Bauernsöhne, wie z. B. Johannis Bure (us), einem alten berühmten Bauerngeschlecht entsprossen, brachten auf die Universität und in ihr Studierzimmer die Überlieferung der heimatlichen Scholle, des Hofes der Ahnen mit. Sie kannten die altangestammten Runenstäbe und Runenscheiben, die bäuerlichen hölzernen Kalenderkerbstäbe

und Kerbscheiben, waren der Runenschrift noch kundig, die in Dalarne sich bis zur Wende des 18. Jahrhunderts noch volkläufig erhalten hatte. Und fußend in diesem uralten Brauchtum treten sie bewußt ein für die Rechte ihrer Heimat und ihres Volkes wider die nunmehr entstehende christlich-humanistische Ideologie, wie sie heute noch von Kirchenkanzeln und Universitätskathedern gelehrt wird. Nach dieser christlich-humanistischen Ideologie, einer theologisch-altphilologischen Geschichtsbetrachtung wird der germanische Norden erst vom Mittelmeer und Orient aus aufgewertet: kulturfähig wird der nordische Barbar erst durch die Berührung mit der römischen Zivilisation.

Geben wir nun dem vor vierhundert Jahren lebenden Erzbischof Johannes Magnus von Uppsala das Wort, als höchst unverdächtigem Kronzeugen. Johannes Magnus, wie er nach humanistischer Sitte seinen Geschlechtsnamen Store latinisierte, wurde am 19. März 1488 in Linköping geboren, und schon mit achtzehn Jahren Kanonikus (Domherr) von Linköping, erwarb sich auf längeren Universitätsstudien in Deutschland, Niederland (in Löwen) und Italien große Gelehrsamkeit und die höchsten Würden in der Fakultät der Theologie zu Brindisi oder Perugia. Von Sten Sture d. J. als Gesandter nach Rom geschickt, hielt er sich, nach dem Tode des Reichsvorstehers, daselbst als Privatmann auf, wurde dann im März 1523 vom Papst Hadrian VI. als Nuntius apostolicus nach Schweden gesandt, um die in der Kirche entstandenen Streitigkeiten beizulegen. Er ward zunächst vom König Gustaf I. Wasa gut aufgenommen und im selben Jahre noch zum Erzbischof von Uppsala gewählt. Der Nachfolger Hadrians VI., Klemens VII., bestätigte aber nicht ihn, sondern den landesflüchtigen Gustav Trolle. Johannes Magnus wurde nur, bis zur Aufhebung des Urteils gegen Trolle, mit der Verwaltung des Erzbistums beauftragt.

Zwischen Gustaf Wasa, der Schweden mit Hilfe seiner Dalarner Bauern vom Dänenjoch befreit hatte, und Joh. Magnus verschlechterte sich das Verhältnis. Im Jahre 1524 zog Joh. Magnus mit zweihundert Gefolgsmännern auf eine Visitationsreise, was die Verstimmung und das Mißtrauen des Königs erregte, der dem Erzbischof empfahl und befahl, sich lieber nicht mit mittelalterlichem weltlichem Pomp zu umgeben, sondern bei der Bibelübersetzung für das Volk behilflich zu sein. Die Maßnahmen des Königs gegen die Kirche, die Einziehung der Kirchen- und Klostergüter auf Grund seiner reformatorischen Einstellung zur Hebung der finanziellen Not des Landes, führten zur Feindschaft zwischen Erzbischof und König. Joh. Magnus ging zunächst in politischer Mission nach Polen, ließ sich 1533 in Rom nunmehr zum Erzbischof von Uppsala weihen, ließ sich 1537 in Venedig nieder, wo er seiner Geschichtsschreibung oblag, und siedelte 1541 endgültig und völlig verarmt nach Rom über, wo er sich bis zu seinem Tode im Hospital zum Heiligen Geist, von Geldern, die Papst und Kardinäle vorstreckten, mußte unterhalten lassen. Er starb am 22. März 1544. Sein Lebenswerk ist die „Historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus" und „Historia Metropolitanae ecclesiæ Upsaliensis".

Von mir verwendet wurde die Baseler Ausgabe von 1558, welche den Titel „Gothorum Sveonumque Historia" führt.

Herausgeber ist der Bruder des Johannis, Olaus Magnus, der aus Gegensatz zur Reformationsbewegung in Schweden, seinem Bruder nach Rom ins Exil gefolgt war, und dessen kirchliche Ämter eingezogen worden waren. Nach dem Tode seines Bruders wurde er vom Papst zum Titular-Erzbischof zu Uppsala gemacht, ohne daß er je als römischer Kirchenfürst hat zurückkehren können. Die Reformation hatte das Mittelalter beendet.

Olaus Magnus nahm noch 1545—49 an dem Tridentinischen Konzil teil, das auf Wunsch von Kaiser Karl V. die katholische Kirche reformieren sollte, und ließ sich seitdem in dem Spital der hlg. Brigitta in Rom bis zu seinem Tode (im August 1557) unterhalten.

Olaus Magnus, der Titular-Erzbischof von Uppsala, ist bekannt durch sein großes Werk Historia de gentibus septentronalibus, earumque diversis statibus, conditionibus, moribus, ritibus, superstitionibus, etc.". Rom 1555.

Verwendet wurden von mir diese Ausgabe und die Baseler Ausgabe in Folio von 1567. Das große mit Holzschnitten bebilderte Werk des Olaus Magnus wurde in verschiedenen Sprachen übersetzt, nicht aber ins Schwedische, und bringt eine Land-, Völkerkunde und Naturkunde Skandinaviens, die mit ausführlichen Kapiteln über Bienen und Bienenhaltung und Honig, und zwei über Ameisen und Perlenaustern schließen.

Diese beiden höchst unverdächtigen schwedisch-päpstlichen Kronzeugen aus Rom, die noch die heimatliche Dauerüberlieferung kannten, mögen hier jener „deutschen Wissenschaft"

antworten, auf die ihr Amtsbruder des 20. Jahrhunderts sich wider den nordischen Aufbruch berufen kann.

Wenn man die offizielle skandinavische und deutsche Kathederwissenschaft nach der Entstehung der Runenschrift befragt, so ist die gefestigte und „gesicherte" Lehrmeinung, daß die Runenschrift von den Germanen aus dem Süden entlehnt wurde, sei es unmittelbar von Römern oder Griechen, oder durch Vermittlung von norditalischen oder alpenländischen Stämmen. Daß das altgriechische oder altitalische Alphabet wieder orientalischer, phönikischer Herkunft wäre, galt seit Ludwig Wimmer ebenfalls als „gesichert". Was den germanischen bäuerlichen Holzkalender, den Runenkerbstab und die Runenkerbscheibe betrifft, so galt der Kalender als solcher für römischer Herkunft, und die Anwendung der Runen auf denselben als eine christlich mittelalterliche Herrichtung. Dies ist der „gesicherte" letzte Stand der „wahrhaft wissenschaftlich aus den Geschichtsquellen schöpfenden deutschen Wissenschaft", die „nicht mit Mutmaßungen sich begnügt" — wie ein bekannter Kardinal sie lobt.

Wir werden uns in dieser Folge mit der Frage der Herkunft, des Ursprunges und der Geschichte,

1. der Runenschrift,
2. des Runenkalenders

eingehend befassen.

Erzbischof Johannis Magnus erklärt im Ersten Buch, Cap. VII seiner „Gothorum Sveonumque Historia": „Es ist nicht glaubwürdig, daß diese nördlichen Völker keine Schriftsteller der großen Begebenheiten gehabt haben sollen, da lange bevor die lateinischen Buchstaben erfunden wurden und bevor Carmenta aus Griechenland mit Evander an die Mündung des Tiber und das römische Gestade gelangte, diesem barabarischen Volk (den Römern) Gesittung und Schrift gelehrt hatte, die Goten (Skandinavier, Schweden) ihre Schrift bereits gehabt haben."

Er beruft sich dabei auf die großen Runengrabsteine, die den Grabhügeln und Höhlen beigesellt wären und es wahrscheinlich machten, daß sie von der Sintflut (universale Diluvium) oder kurz nachher, durch Riesenkraft dort errichtet worden wären.

Das „Alphabetum Gothicum" dieser Runengrabsteine gibt er dann in einem Holzschnitt bei, der genau so von Olaus Magnus im 1. Buch, Cap. XXXVI „De Alphabeto Gothorum" seiner „Historia de Gentibus Septentrionalibus" nachgebildet wird (Abb. 1).



Abb. 1. „Alphabetum Gothicum" Die punktierte, jüngere skandinavische Runenreihe nach der Veröffentlichung von Johannis Magnus

Was wir hier sehen, ist die sogenannte punktierte, jüngere skandinavische Runenreihe, von der später noch in unserer Abhandlungenfolge die Rede sein soll.

Olaus Magnus kommentiert dann das betreffende 7. Kapitel seines Bruders noch mit dem Hinweis, daß die nordischen Bauern früher „Briefe, auf Holz eingeritzt" (literas

ligno insculptas), sich gegenseitig zugesandt hätten. Ebenso verwendeten sie zum Briefschreiben Streifen der Birkenrinde, die in feine Blättchen gespalten wurde (codice arboris betulae in Caminas, immo subtiles bracteas discisso, pro scribendis epistolis opportune utuntur), um so mehr, als diese Baumrinde nicht von Regen oder Schnee angegriffen wurde. Auch das Schreiben auf Häuten erwähnt er.

Dieser Hinweis des Olaus Magnus ist aus seiner Kenntnis des Volksbrauches geschöpft: denn tatsächlich gehören die Holztafel, die Birkenrinde und die Haut zu den Schreibstoffen des Thule-Kulturkreises (vgl. meine „Heilige Urschrift der Menschheit", Hauptstück 20).

Ebenso wertvoll ist, was Olaus Magnus nun über die Runenstabkalender (runstafr) Schwedens berichtet (lib. I, cap. XXXIIII, de baculis), daß diese Stäbe schon seit ältester Zeit (vetustissimo tempore) gebraucht wurden, als es noch keine Bücher gab (dum librorum usus non est) (Abb. 2). Der Stab wäre manneslang und trüge auf jeder Seite die Zahlen der Wochen des Jahres; für die Wochentage wurden sieben Runen (Gothicas litteras VII) verwendet, mit denen die güldne Zahl (aurei numeri) und die Sonntagsbuchstaben (literæ Dominicales) wie es in der Landessprache heißt, nach Annahme des Christentums unterschieden wurden (post acceptum Christianismum).



Abb. 2. Das schwedische Bauernelternpaar unterrichtet seine Kinder im Gebrauch des Runenstabkalenders (nach Olaus Magnus)

Der Erzbischof bestätigt uns,

1. daß der Runenstabkalender bodenständig schwedisch wäre und erst nach der Christianisierung mit den Runen für die güldene Zahl und die Sonntagsbuchstaben hergerichtet wurde.

Das Volk habe von seinen Ahnen die Sternenkunde und die Handhabung jener Kalenderstäbe und ihrer Zeichen überliefert erhalten und habe unabänderlich in dieser Überlieferung beharrt, auch nach Übernahme des wahren Glaubens (ita immobiliter in eadam accipienda, tradendaque, etiam post sacrae fidei susceptionem, perseverat), so daß die Landleute noch auf einen Tag genau vorhersagen können, der wievielte jeweilig die „güldne Zahl" ist, der Sonntagsbuchstabe, das Schaltjahr, die beweglichen Feste, und auch die Mondwechsel, die nach zehn, oder sechshundert oder tausend Jahren stattfinden werden. Die Väter unterrichteten die Söhne und die Mütter die Töchter, zu Hause an den Festtagen oder auf dem Kirchgang, dermaßen, daß sie nicht weniger durch Unterweisung als durch die Anwendung dieser Kunst von Tag zu Tag sich vervollkommneten.

Abbildung 2, aus der Ausgabe von Rom 1555, veranschaulicht diesen Hausunterricht im Gebrauch des Runenkalenders durch die Eltern. Die Darstellung des Runenstabkalenders, die Wiedergabe der Runenzeichen ist hier mehr als primitiv, wie etwa die Darstellung der Runengrabsteine in den Holzschnitten zu Kap. VVIX und XXX des 1. Buches.

Daß der Brauch des Errichtens von Grabsteinen mit Runeninschriften in Schweden, zur Zeit der erzbischöflichen Brüder, noch volkläufig war, wissen wir aus den uns er-

haltenen Denkmälern von Gotland. Für das 14.—16. Jahrhundert sind uns fast zweihundert solcher Runengrabsteine bzw. Grabinschriften bekannt.

An Hand der Veröffentlichungen des großen Johannes Bure(us), aus altem Dalarner Bauerngeschlecht, des Begründers der wissenschaftlichen Runenforschung mit seiner Tafel „Runakænslones Lærospan h. e. Elementa Runica" (Upsala 1599), werden wir in der nächsten Folge die Angaben der beiden Brüder Magnus nachprüfen.

Es bleibt diesen beiden die Ehre, erstmalig für das Recht der nordischen Heimat, das Alter der Überlieferung seines Volksbrauchtumes, eingetreten zu sein.

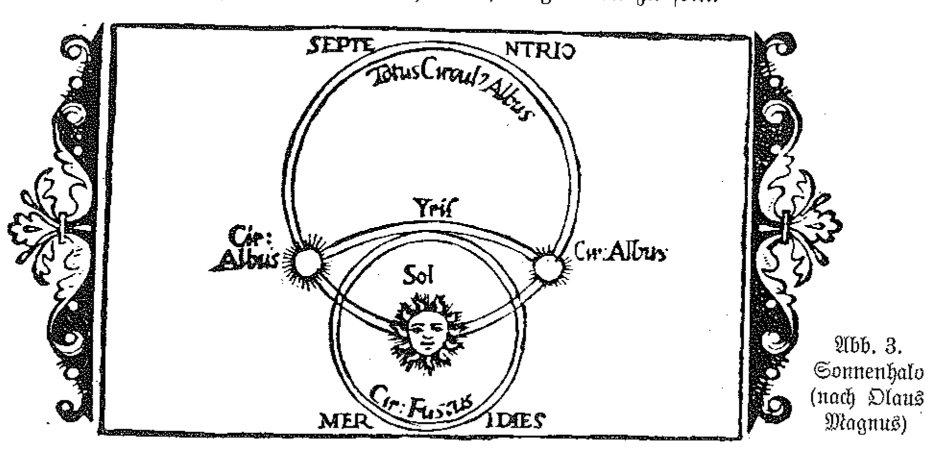


Abb. 3. Sonnenhalo (nach Olaus Magnus)



Die Fundgrube

Noch einmal das Dag-Zeichen. Das von Walter Propping in „Germanien", Heft 5, Jahrgang 1935, beschriebene Dag-Zeichen befindet sich auch in der Wetterau. Es ist hier fast ausschließlich auf dem Querbalken über dem Scheunentor angebracht und steht hier in Verbindung mit anderen Zeichen und Inschriften. Meist ist es zweifarbig, rot—schwarz, bemalt. Über den Sinn kann niemand Auskunft geben, höchstens hört man, daß das „so Verzierungen" seien, für

Nachstehend die zeichnerische Nachbildung eines solchen Scheunenbalkens aus Erbstadt, Kreis Hanau. Die Inschrift mit der Jahreszahl 1765 ist weggelassen. Das Mittelstück erklärt sich vielleicht als eine Halbierung und Auseinanderziehung der Raute, die als Fruchtbarkeitssymbol in Verbindung mit dem Dag-Zeichen den von Walter Propping angeführten Sinn noch unterstreichen und klarer herausstellen würde.

Heinrich Schäfer



die heutigentages kein Geld mehr vorhanden sei. Recht oft läßt sich leider feststellen, daß die betreffenden Besitzer die verzierten Balken selbst noch nicht gesehen, zumindest nicht bewußt gesehen haben. Aus dem mangelnden Interesse, das aus Unkenntnis stammt, erklärt es sich, daß die Farbe vielfach kaum noch zu erkennen ist, die Balken z. T. stark beschädigt, mitunter in der Mitte auseinander gehauen sind.

Germanische Kunst in der Bronzezeit. Die Kunst ist in diesem Kreise ganz besonders deutlich als Funktion der Kultur erkennbar: nicht Luxus, dessen Fehlen das Gesamtbild des Lebens nicht entscheidend verändern würde, auch nicht Sonderbesitz einer bevorrechteten Oberschicht, sondern ganz einfach ein wesentliches Stück des Lebens selbst, und deswegen nach Inhalt, Ziel und Ausdehnung durchaus gebunden an die

zeitliche, räumliche und kulturelle Umwelt. Wenn wir in diesem Zusammenhange von Kunst sprechen, so verstehen wir darunter etwas grundsätzlich anderes als die klassischen Kulturen des Südens und Ostens. Die Kunst der germanischen Bronzezeit entspricht vielmehr einem Kunstgewerbe, wie wir es heute wieder fordern, das jeden Gegenstand des Lebens über seinen nüchternen Gebrauchszweck hinaus zum Kunstwerke machen soll. Wir dürfen jedoch niemals vergessen, daß das Bild, das uns die Funde geben, nur unvollständig und einseitig sein kann. Es fehlt uns z. B. jede Vermutung dafür, wie das Farbenempfinden jener Zeit entwickelt war, und ganze Gruppen sind verloren, wie fast alle Arbeiten aus Holz, das sicherlich schon damals wie in allen Abschnitten der germanischen Kunstentwicklung eine überragende Rolle gespielt und den Kunststil bestimmend beeinflußt haben wird. Plastische Kunstwerke in Metall sind jedenfalls sehr selten, dagegen sind die Schmuckdosen bevorzugte Träger der zeichnerischen Kunstäußerung sowohl im älteren wie im jüngeren Abschnitte dieser Zeit. (Behn, Altnordisches Leben vor 3000 Jahren.)

Zur Herkunft der Runen veröffentlicht Dr. H. Amberger in Heft 8/1935 der „Sonne" umfängliche Überlegungen, bei denen es ihm weniger um Einzelheiten als um einen Gesamtüberblick über die schwebenden Fragen zu tun ist. Amberger kommt zu dem Schluß, daß die endgültige Antwort auf die Frage nach Herkunft der Runenschrift von der Antwort auf eine andere abhängig sei: von der nämlich, wie das Verhältnis der griechischen zur semitischen Schrift zu beurteilen sein wird. „Setzt sich die alte Anschauung durch, die die griechische von der semitischen Schrift ableiten will (wenn auch vielleicht mit bestimmten Abwandlungen), so müssen die Runen (da die nahe Verwandtschaft mit den mittelmeerländischen Alphabeten eine selbständige Entstehung ausschließt und die Ableitung vom lateinischen und selbst vom „nordetruskischen" Alphabet unwahrscheinlich bleibt) im Anschluß an das griechische Alphabet entstanden sein. Hinsichtlich des Zeitpunktes sprächen dann äußere Gründe (enge Berührung der Goten mit der griechischen Schwarzmeerkultur) für das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, während bei dieser Annahme die Ableitung der einzelnen Runen, selbst bei Heranziehung der griechischen und der lateinischen Kursivschrift, vielfach gezwungen bleibt; trotz weniger enger Berührung der Germanen mit der griechischen Kultur in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung müßte man also die Entlehnung der Runen in diese Zeit verlegen, da ihre ungezwungene Herleitung am ehesten aus den damaligen altgriechischen Alphabeten möglich ist. Ergibt sich dagegen die Möglichkeit, die semitische Schrift von der altgriechischen abzuleiten, so treten die oben geltend gemachten Bedenken in Kraft und müssen zwangsläufig zu dem Schluß führen, in den Runen eine bodenständig germanische Schrift, als Schwester der Schriften der mittelmeerländischen Indogermanen auf altem indogermanischem Grund erwachsen, zu erblicken.

Die Bücherwaage

Prof. Dr. Friedrich Langewiesche, **Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland.** Mit 250 Bildern und 60 Kleinzeichnungen. 83 Seiten kartoniert 5,— RM. Eberswalde 1935, Verlag Hans Langewiesche.

Prof. Langewiesche — vielen durch seine erfolgreichen Grabungen und Landschaftsforschungen in Minden-Ravensberg bekannt — gibt hiermit ein Buch heraus, das in vollem Umfang das hält, was man von ihm erwartet. In 250 Bildern und 60 Kleinzeichnungen „bäuerlicher Handwerkskunst (insonderheit Holzschnittkunst) und heimischer Vorzeitfunde" führt der Verfasser durch das Gebiet bäuerlicher Kultur, das uns in der Zeit der allgemeinen Verstädterung restlos fremd geworden ist. Wir müssen erst langsam wieder lesen lernen in dem großen Buch der Volkskunde, das überall da aufgeschlagen liegt, wo echtes bodenständiges Bauerntum das Erbe von Jahrtausenden treu bewahrt hat. Natürlich stammen all diese schönen Dinge aus Holz (Gebälk, Türrahmen, Giebelverzierungen, „Geck", „Hahn" und „Pferdekopf", Betten, Wiegen, Schränke, Truhen

und alles bäuerliche Gerät, wie es uns hier im Bilde vorgeführt wird) aus den letzten 3—4 Jahrhunderten — „aber das Brauchtum, Haus und Hausrat mit Heilszeichen zu schmücken, ist uralt". Das weist der Verfasser am Vergleich mit Bildern von Funden aus der Frühzeit unserer germanischen Heimat nach. Es ist ein Buch, das unendlich viel, mit Liebe zusammengetragenen und im Druck vorzüglich wiedergegebenen Stoff, sorgfältig ausgewählt zu einem hohen Lied auf die Kulturehre unserer Ahnen formt.

Ricken.

Maschke, Erich: **Der deutsche Ordensstaat.** Gestalten seiner großen Meister. Hamburg 1935, Hanseatische Verlagsanstalt, 128 Seiten, kart. 3,60, Leinen 4,80 RM.

Der Königsberger Historiker Maschke legt ein vorzüglich geschriebenes Werk vor, das die Geschichte des deutschen Ritterordens in den Lebensbildern von fünf hervorragenden Hochmeistern darstellt. Vorangestellt ist ein Abschnitt, der vom „Wesen des Ordensstaates" handelt und eindringlich die Grenzen des Ordens darstellt, die sein Scheitern notwendig erscheinen lassen. Die mönchische Heimatlosigkeit der Deutschritter verhindert ein völliges Hineinwachsen des Ordens in das deutsche Volkstum, sosehr er sich auch von Anfang an in den Dienst des „Reiches" stellte. Sehr eindrucksvoll ist das Kapitel über Heinrich von Plauen, der „als einziger in der Geschichte des Ordens zur Gestalt einer Tragödie geworden" ist. „Aus dem mächtig strömenden Epos der Ordensgeschichte ragt allein sein Schicksal als Drama hervor" (S. 106).

Man vermißt ein Wort über die Missionsmethode des Ordens und muß bedauern, daß folgender Gesichtspunkt völlig fehlt: der Orden kämpfte gegen die heidnischen Preußen und Litauer, d. h. gegen die letzten heidnischen Indogermanen Europas! Trotz der verfehlten Grundthese, daß die alten Preußen Goten seien, und mancher andern Unzulänglichkeit, kann hier auf die Schrift von L. Oßwald, „Wie Alt-Preußen bekehrt und Ordensland wurde" (München 1934, Ludendorffs Verlag) verwiesen werden, da sie vieles richtig beleuchtet.

Dr. O. Huth.



Aus der Urzeit

Paul Woldstedt, **Die Beziehungen zwischen den nordischen Vereisungen und den paläolithischen Stationen von Nord- und Mitteldeutschland.** Mannus. Verlag Kabitzsch, Leipzig, 27. Jahrg. Heft 3/4, 1935. Der Aufsatz stellt sich zur Aufgabe, unter besonderer Berücksichtigung der neuen Funde den Zusammenhang der altsteinzeitlichen Kulturfunde mit den verschiedenen norddeutschen Vereisungen erneut zu untersuchen, und insbesondere das zweifellos Gesicherte herauszustellen. Eine Karte, eine Tabelle und eine Schrifttumsübersicht begleiten die Arbeit. / Karl Pielenz, **Vorläufiger Bericht über den ersten altpaläolithischen Fund aus diluvialer Lagerung in Schleswig-Holstein.** Ebenda. In der Gemarkung Eidelstedt wurden erstmalig altpaläolithische Fundstücke aus diluvialer Lagerung im Altmoränengebiet geborgen, und zwar handelt es sich um eine ausgesprochene altpaläolithische Klingenkultur von levalloisienartigem Charakter mit Moustérien-Einschlag. Die Träger dieser Kultur müssen in unmittelbarer Nähe des Eisrandes gelebt haben. / Hans Mohr, **Der vorgeschichtliche Mensch in Mähren älter als die Lößbildung.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 5, 1936. Die erdgeschichtlichen Verhältnisse Mährens gestatten durchaus, anzunehmen, daß dies Gebiet schon zu Beginn des Diluviums Menschen beherbergt hat, ja, gewisse Funde aus der Gegend von Brünn sind auf das hohe Alter des Heidelberger Menschen (Unterkiefer von Mauer) datiert worden. Die berühmten mährischen Altsteinzeitfunde dagegen gehören erst dem Aurignacien, also dem jüngeren Löß, an, sind mithin sehr viel jünger. In sehr alten Flußterrassen und in Zweitlagerung von dort verfrachtet ist nunmehr eine sehr frühe Kultur erkannt worden, die in manchen Stücken eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Reutélien besitzt und unter keinen Umständen zu dem sogenannten Primitiv-Aurignacien in Beziehung gesetzt werden kann. Diese „protolithische" Kultur muß an den Anfang des Diluviums gestellt werden; ob auch die voraufgehenden, spättertiären Schichten

Kultureinschlüsse führen, hat noch nicht untersucht werden können. / Alfred Rust, **Die jungpaläolithischen und frühmesolithischen Kulturschichten aus einem Tunneltale bei Ahrensburg (Holstein) (Grabung Stellmoor).** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 11. Jahrg. Heft 11, 1935. Bei planmäßiger Durchforschung des bekannten Ahrensburger Wohnplatzes wurden in einem versandeten Teich außer der erwarteten Ahrensburger Kulturschicht in 5 m Tiefe noch eine ältere, Hamburger Kulturschicht in 7 m Tiefe gefunden. Letztere trägt den üblichen Magdalénien-Charakter. Zwei junge Renntiere sind, mit Steinen beschwert, versenkt worden, und sind offenbar als Opfer zu deuten. Zahlreiche Knochen mit Schußverletzungen in beiden Fundschichten geben Aufschluß über die Jagdtechnik. Die jüngere Schicht führt Lyngbybeile, wodurch erwiesen ist, daß Ahrensburg und Lyngby etwa gleichaltrig sind. Die Arbeitsweise beider Kulturen ist so grundverschieden, daß eine Ableitung von einander nicht angenommen werden kann. Die ältere Schicht ist späteiszeitlich, die jüngere ist der frühesten Mittelsteinzeit zuzurechnen. / Karl Gripp, **Die erdgeschichtlichen Aufschlüsse der Grabung Stellmoor,** ebenda, behandelt die Schichtenfolge desselben Fundplatzes. / R. Schütrumpf, **Pollenanalytische Untersuchungen der Magdalenien- und Lyngby-Kulturschichten der Grabung Stellmoor.** Ebenda. Die Pollenanalyse hat ergeben, daß die ältere Schicht (Hamburger Kultur) ebenso wie auch der benachbarte Fundplatz Meiendorf noch der Tundrenzeit angehört. Die Ahrensburg-Lyngby-Stufe dagegen entspricht einer frühen Waldzeit, die den Tundrencharakter noch nicht völlig verloren hat. Sie ist wesentlich älter als die Kundakultur. / E. Mencke, **Untersuchung eines Muschelhaufens am Windebyer Moor.** Ebenda. Diese Untersuchung hat das seltsame Ergebnis, daß der Muschelhaufen durch das Vorkommen von Buche schon in den Grundschichten frühestens um die Wende von Stein- und Bronzezeit angesetzt werden dürfte; andererseits ist die Auster, die bis in die obersten Schichten zahlreich vorkommt, um diese Zeit in der Ostsee längst ausgestorben. Auch grobe Feuersteinabschläge deuten auf steinzeitliche Verhältnisse. / Peter Zylmann, **Die mittlere Steinzeit in Ostfriesland.** Die Kunde. Hannover. 3. Jahrg. Heft 7/8, 1935. Die dort bisher nicht bekannte Mittelsteinzeit ist vom Verfasser jetzt auch für Ostfriesland festgestellt worden.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Berlin. In der Hartung-Zusammenkunft der Ortsgruppe Berlin der Freunde germanischer Vorgeschichte sprach Fräulein Hertha Schemmel-Berlin über „Rassen und Rassenstufen". „Wie der Einzelmensch", so führte die Vortragende aus, „wohl das Erbe seiner Eltern und Voreltern in sich trägt, und doch durchaus eine Eigenpersönlichkeit und noch obendrein jeweils ein Kind seiner Zeit ist, so ist auch die Rasse, der immer gleiche Grundstrom der von ihr bestimmten Völker, nichts Starres, sondern ein immerwährend in Entwicklung Begriffenes. Für diese Tatsache des Immer-wieder-geboren-worden-Seins haben wir noch keinen Begriff, geschweige denn ein Wort in unserer Sprache, sie darf aber nie außer acht gelassen werden, wenn wir der lebendigen Vielheit der Natur in unserer Erkenntnis nahe kommen wollen. Das gilt ganz besonders für die Rassengeschichte, in der wir den Entwicklungsgedanken ja schon dadurch anerkannt haben, daß wir heute ziemlich allgemein die eiszeitliche Aurignac- und Cromagnonrasse — ob beide gemeinsam oder nur erstere bleibe hier unerörtert — als Vorfahren der nordischen Rasse ansehen, denn es ist ein langer Weg vom Mammutjäger bis zur geschichtlich bekannten Nordrasse. Es wird aber allzu leicht vergessen, daß jede Entwicklung nicht nur positive, sondern beständig auch negative Ergebnisse zeitigt. Gleichwie es Greise von 20 Jahren und hochschöpferische Menschen im höchsten Lebensalter gibt, und dazwischen auf jeder Lebensstufe Menschen in ihrer inneren Entwicklungsfähigkeit zum Stillstand kommen, so sondern sich auch bei dem Entwicklungsgang der großen Rassen unaufhörlich Gruppen ab, die aus irgendwelchen Gründen dem Fortschritt des Hauptstammes

nicht mehr folgen können. Solche Gruppen werden entweder an den Rand des Rassenraumes gedrängt oder ziehen sich in natürliche Rückzugsgebiete, wie Gebirge, Sümpfe oder dergleichen, zurück. Das zeigt sich z. B. darin, daß die ältesten, noch lebenden Europäiden, die Ainus, sich im fernsten Ostasien finden; aber auch in den Rückzugsgebieten des europäischen Heimatraumes der Nordrasse dürfen wir solche Rassenrückstände erwarten. Erschwert wird ihre Feststellung hier allerdings dadurch, daß hier immer neue Absprengungen stattgefunden haben, und schließlich eine Wiedereinschmelzung durch die zahlreichen Ausbreitungswellen der nordischen Rasse einschließlich der Entstehung der germanisch bestimmten Volkstümer erfolgt ist. Bei planmäßiger Durchforschung der in Frage kommenden Gebiete jedoch werden sich die mancherlei vorhandenen Beobachtungen zweifellos bestätigen, und es wird sich zeigen, daß man durchaus nicht immer an fremde Einwanderung zu denken hat, wenn sich im eigenen Rassenraum hie und da heute fremd und altertümlich anmutende Einsprengungen finden.

Der Verbreitungsraum der Aurignacrasse bzw. ihrer Kultur ist unendlich viel größer, als auch die weiteste Auslegung der nordischen Rasse als Entstehungsraum zubilligen kann. Nur ein Teil des gesamten Rassengrundstoffes hat sich also zu dem entwickelt, was wir nordische Rasse nennen, und zwar der im mittel- und nordeuropäischen Raume mit seinen besonderen Bedingungen. Andere Teile sind andere Wege gegangen, wobei natürlich auch die jeweiligen Lebensbedingungen des betreffenden Gebietes eine gewisse Rolle gespielt haben. Aber auch im Stammgebiet der nordischen Rasse ist die Entwicklung nicht einheitlich vor sich gegangen. Schon 1921 hat Kossinna die Aufspaltung unseres nacheiszeitlichen Urvolkes in zwei Gruppen erkannt und beschrieben, eine fortschrittlichere, lebhaftere und eine zurückhaltendere, sich langsamer entwickelnde, die er Indogermanen und Finnoindogermanen nannte, und hat auch in seinen späteren Arbeiten zur Indogermanen- und Germanenfrage diese Mehrlinigkeit der Entwicklung aufs nachdrücklichste verfolgt und dargelegt; wie denn überhaupt seine Forschungen sehr viel mehr Empfinden für das Organische, Naturgewachsene verraten, als die so mancher anderer. Neuerdings wird unser Grundgedanke zur Rassenentwicklung bestätigt durch die Forschungsergebnisse Emil Forrers, der in den altvorderasiatischen Sprachen, insbesondere den Bogazhkoi-Texten, nicht Tochtersprachen, sondern sozusagen Geschwister- und Vetternsprachen des Indogermanischen erkannt hat und auf Grund sprachlicher Untersuchungen zu ganz gleichen Ergebnissen kommt, wie sie sich bei unseren Überlegungen zur Rassengeschichte zwangsläufig ergeben haben. — Was ist dann aber nordische Rasse? Läßt sich die bisherige Abgrenzung dieses Begriffes nach dieser Erweiterung unseres Blickfeldes noch ferner halten? Die Auseinandersetzung über völkische und rassische Fragen ist erst von dem Augenblick an wirklich fruchtbar geworden, seit sich eine bestimmte Übereinkunft über die Verwendung der Begriffe ‚deutsch-germanisch-indogermanisch' herausgebildet hatte. Wir sind inzwischen gewöhnt, indogermanisch als Sprachbezeichnung und nordisch als Rassenbezeichnung gleichzusetzen. Mag sein, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, wo wir auf Grund unserer erweiterten Erkenntnis eine Neuzuteilung dieser Bezeichnungen vornehmen müssen, um nicht nur der Rassengliederung, wie sie durch unsere Rassensysteme vorzüglich erfüllt wird, sondern auch der Stufenhaftigkeit der Rassenentwicklung gerecht zu werden."

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Mai Heft 5

Eine verdiente Ehrung

Der Führer und Reichskanzler hat aus Anlaß seines Geburtstages Wilhelm Teudt zum Professor ernannt. Er hat mit dieser Ernennung im Namen des deutschen Volkes eine Arbeit anerkannt, die nicht nur der Wissenschaft zahlreiche wertvolle Anregungen und neue Erkenntnisse vermittelt, sondern auch vor allem der Erneuerung des deutschen Volkes und des deutschen Gedankens aus ihren ewigen Wurzeln heraus einen wesentlichen Antrieb gegeben hat. Damit hat auch unsere Arbeit, aus der wissenschaftlichen Erkenntnis und Forschung neue Werte für das deutsche Leben zu gewinnen, die Anerkennung dessen gefunden, der den Boden bereitet hat, auf dem auch unsere Arbeit gedeihen kann und gedeihen wird.

Wir alle, die wir in den letzten acht Jahren unserem Wilhelm Teudt auf dem Wege zu einer deutsch gearteten Forschung gefolgt sind, freuen uns mit ihm über die Ehrung, die ihm jetzt zuteil geworden ist; und wir werden wie bisher das Unsrige tun, seine Arbeit weiterzuführen und zu sichern. Wenn sein Name und sein Werk heute zum Programm für den Kampf um die deutsche Seele geworden sind, so wissen wir, daß wir das seiner Zähigkeit, seiner Überzeugungskraft und seinem unbeugsamen völkischen Willen verdanken, der trotz großer Hemmungen und Widerstände nie erlahmt ist.

Dieser unbeugsame Wille unseres Bahnbrechers soll uns weiter beseelen im Kampfe um ein deutsches Deutschland.

Völkisches Wollen und exaktes Forschen

Von Plaßmann

Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch gar nicht sehr fern, da glaubte man den letzten Triumph einer naturwissenschaftlichen Forschungsmethode darin gefunden zu haben, daß man sie mit all ihren Gesetzen auf die Wissenschaft vom Volkstum und seinen Zeugnissen anwandte. Erst der abseits aller wissenschaftlichen Schulweisheit erfolgte Durchbruch eines dynamischen völkischen Lebensgefühles hat hier aus dem eigengesetzlichen, voraussetzungslosen Wollen heraus auch die anzuwendende Methode geändert. Wenn wir heute wissen, daß das deutsche Volkstum niemals nur ein voraussetzungsloses Objekt einer angeblich voraussetzungslosen Wissenschaft sein kann, das man mit allen Mitteln der Sezierkunst in soziologische, nationalökonomische oder gar in die unvermeidlichen psychoanalytischen Komplexe aufteilen kann, so verdanken wir diese Erkenntnis dem Siege eines urtümlichen, keinem logischen Gesetze unterworfenen *Willens*, und nicht einer auf „exaktem“ Weg gewonnenen Erkenntnis. Als die völkische Bewegung aus ureigenster Wesenheit den Widerstand gegen fremdgeistige Verfälschungen aufnahm, da wuchs zum ersten Male die Erkenntnis, daß es eine lebendige Wissenschaft vom eigenen Volkstum überhaupt nur dann gibt, wenn diejenigen, die sie treiben, *eines* Geistes sind mit dem Volkstum, das sie erforschen wollen. Aber erst sehr langsam knüpft sich daran die Erkenntnis, daß also nicht die „Wissenschaft“ dem völkischen Leben ihre Gesetze zu geben hat; daß sie vielmehr selbst in Ehrfurcht den Gesetzen dieses völkischen Lebens zu lauschen und darnach erst ihre eigene Methode auszurichten hat.

Es ist ein einfaches Gesetz der *Perspektive*, daß man seinen eigenen Standpunkt zu ändern hat, wenn man nachprüfen will, ob man einen Gegenstand richtig, das heißt in seiner körperlichen Wirklichkeit sieht. Dies Gesetz sollte nicht minder für die Geisteswissenschaft gelten. Das heißt, wenn wir uns ein gültiges Bild von der geistigen Wesenheit einer raumzeitlich erfaßbaren Kultur machen wollen, so dürfen wir nicht einen einmal eingenommenen, nur der Gewohnheit verdankten Blickstandpunkt um jeden Preis beibehalten und ihn dann gar zur Voraussetzung einer „wissenschaftlichen“ Betrachtungsweise überhaupt machen. Der Blickstandpunkt, der uns seit mehr als 400 Jahren als selbstverständlich ausgegeben und durch eine *von ihm aus* gewonnene Erkenntnisfülle gewissermaßen sanktioniert ist, ist der südliche, der mittelländische Blickstandpunkt. Von diesem aus haben die Humanisten, auch die bewußt national gerichteten, die nordische Vorzeit gesehen; von ihm aus hat man Volksbrauch und Volksglauben der eigenen Nation betrachtet und als „Aberglauben“ mißachtet; von ihm aus hat man Geschichte geschrieben und endlich auch, ungeachtet alles ehrlichen Bemühens um eine „nationale“ Einstellung, die vorgeschichtliche Vergangenheit des eigenen Volkes zu erhellen gesucht. Von dieser einmal bezogenen Stellung aus, die zur *Voraussetzung* wissenschaftlicher Zuverlässigkeit überhaupt gemacht wurde, konnte man zwar mit dem Auge der Liebe immer mehr Vorzüge auch an der Geschichte und Vorgeschichte der eigenen Volkheit entdecken, niemals aber konnte man dieser eigenen Volkheit eine grundsätzlich *andere* Stellung im Weltbilde überhaupt anweisen.

Hier scheinen mir die eigentlichen Wurzeln dessen zu liegen, von dem der Kampf um Wilhelm Teudt und um Herman Wirth nur ein Teilausschnitt ist. Denn dieser Kampf wird nachgerade mit Mitteln und vor allem mit Parolen geführt, die Verdacht und trübe Befürchtungen vor allem bei denen erwecken müssen, die sich in der Geschichte wissenschaftlicher Kämpfe seit hundert Jahren auskennen. Es sollte einmal eine Geschichte dieser Kämpfe geschrieben werden, die sich an Namen wie Ernst Krause (Carus Sterne) oder Willy Pastor u. a. knüpfen: Männer, deren Erkenntnistrieb vom völkischen Wollen gespeist

war, die aber von den amtlich bestellten Hütern der Wissenschaft totgeschwiegen, als Phantasten abgetan oder mit Hochmut als wissenschaftliche Querulanten und Wirrköpfe denunziert wurden. *Heute* ist Ernst Krause, dessen Bücher schon zu den Seltenheiten gehören, stillschweigend anerkannt; das heißt, man schöpft seine Werke aus, ohne seinen Namen zu nennen. *Damals* führte man den Kampf gegen ihn im Namen der Wissenschaft und ihres Ansehens, und mit dieser Parole hat man ihn denn auch glücklich zum Schweigen und zum Verhungern gebracht.

Man sollte denken, solche Versailler Methoden hätten bei uns keinen Boden mehr. Weit gefehlt! Es kommt heute noch vor, daß ein „Exakter“ ein Buch über Runen schreibt, worin er seine Meinungen als allein echte Fortführung wahrer wissenschaftlicher Tradition vorträgt und hiernach alle, die zu dem Thema etwas gesagt haben a) in wissenschaftlich ernstzunehmende und b) in Phantasten einteilt (wobei er leider für einen ketzerischen Zunftgenossen eine eigene Kategorie schaffen muß, c) „Ein Rückschlag“). Es geschieht noch mehr: unter der Autorität preußischer Dienstmarken werden alle möglichen Volksgenossen, gerechte und ungerechte, durch Rundschreiben vor einem gewissen „Phantasten“ gewarnt, gegen den man mangels guten Willens zur wirklichen Auseinandersetzung die zweifelhaften Ergebnisse der Hintertreppenforschung auszuwerten sucht. Mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit fällen Leute, deren Verdienste ausschließlich auf dem Gebiete einer mechanischen Typologie liegen, Urteile auf geistesgeschichtlichem Gebiete, zu denen ihnen jede, aber auch jede Legitimation fehlt, die ja schließlich nur aus einer *Leistung* auf diesem Gebiete hergeleitet werden kann. Was man dann aus dem Munde solcherlei Berufener als geistige Deutung „vorgeschichtlicher“ Darstellungen zu hören bekommt, das würde der blutrünstigen Greuelphantasie gewisser Propagandisten des Weltkrieges alle Ehre machen; der Vorstellungsbestand erschöpft sich durchweg in Gefangenentötung, Menschenopfern überhaupt und allenfalls in den darauf vorbereitenden „kultischen“ Handlungen.

Was dem ruhigen Beobachter am meisten auffällt, das ist der geradezu *persönliche Haß*, mit dem heute wieder „im Namen der Wissenschaft“ um eine Sache gekämpft wird, von welcher ein einzelner Name wiederum nur ein Teilgebiet darstellt, die aber in Wirklichkeit viel umfassender ist. Wir sollten uns ohne persönlichen Eifer darüber klar zu werden suchen, aus welchen Voraussetzungen eine solche Animosität zu erwachsen pflegt. Eine rein *wissenschaftliche*, das heißt eine im Bereiche des *logischen* Denkens liegende Streitfrage kann unmöglich in diesem Maße die Gefühlssphäre derer aufwühlen, die den Streit führen; selbst wenn man das entschuldbare Maß von persönlicher Eitelkeit in Betracht zieht, das mit wissenschaftlichen Meinungen einherzugehen pflegt. Wir müssen schon an die Geschichte jener Konzilien zurückdenken, auf denen man ohne weiteres bereit war, sich eines Jota wegen gegenseitig totzuschlagen. Das Jota war nur die Formel, das Sigel, in dem sich zwei Weltanschauungen schieden, so wie in revolutionären Zeiten gangbare Wortmünzen den Dienst als Scheidemünzen zwischen Weltanschauungen, das heißt zwischen grundsätzlich verschiedenen *Blickstandpunkten* zur Welt überhaupt versehen.

Wendezeiten und Kämpfe mit durchaus revolutionärem Einschlag gibt es in der Wissenschaft so gut wie in der Theologie oder in der Politik. Wir brauchen nur an die Zeit der Dunkelmännerbriefe zu denken, um zu begreifen, wie schwer sich auch wissenschaftliche Streitigkeiten aus der Gefühlssphäre heraus in die sogenannte Sphäre des reinen Geistes heben lassen. Das ist nur dann möglich, wenn sich die Vertreter der verschiedenen Richtungen über den *Ausgangspunkt* und den *Weg*, das heißt über den Blickstandpunkt und die Methode einig sind — es ist unmöglich, wenn der Kampf um den Blickstandpunkt selbst geführt wird. Denn eine Veränderung dieses archimedischen Standpunktes ist keine Sache der Logik und der Erkenntnis mehr; sie geht nicht mehr

aus dem *Denken* des Urhebers, sondern aus seinem *Wollen* hervor und ist damit ein revolutionärer Akt, der den erbitterten gefühlsmäßigen Widerstand all derer hervorruft, die nicht gesonnen oder nicht imstande sind, diese Veränderung mitzumachen. Und einen Revolutionär hat man noch niemals mit den Waffen einer sachlichen Auseinandersetzung bekämpft, eben weil es unmöglich ist, einen grundsätzlich anders gerichteten *Willen*, der aus dynamischen Lebensgesetzen kommt, mit den Waffen der *Logik* zu bekämpfen.

Alle Erscheinungen des Kampfes gegen eine „Urgeistesgeschichte" erklären sich aus dieser Grundbetrachtung; und man sucht leider vergeblich nach Kämpfern, die in diesem Kampfe wenigstens das Format eines Demosthenes hätten. Es ist bezeichnend, daß unter den „Kämpfern" mit den mehr oder weniger sachlichen Waffen sich noch fast keiner gefunden hat, der sich die Mühe gemacht hätte, etwa den in der „Heiligen Urschrift der Menschheit" vertretenen Blickstandpunkt grundsätzlich zu umreißen, die Methodik nachzuprüfen, um sich dann kritisch damit auseinanderzusetzen, d. h. sie zu widerlegen oder als berechtigt anzuerkennen. Keiner von diesen „Exakten" hat sich auch nur im entferntesten die Mühe gemacht, auf das Verhältnis etwa der *Runen* zum brauchtümlichen *Sinnbild* einzugehen und nach Methoden des Vergleiches zu suchen. Und das scheint mir doch eine Grundvoraussetzung jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu sein.

Aber es geht hier eben um etwas anderes, nämlich um den Blickstandpunkt selbst. Noch hat sich die amtliche, das heißt die auf gewissen, bisher kaum geänderten Nachwuchsverhältnissen aufgebaute Wissenschaft nicht von ihrem grundsätzlichen Blickstandpunkt lösen können, und dieser ist nach wie vor derjenige der mittelländisch-vorderasiatischen Welt. Man hat nach und nach die Ergebnisse der Indologie, der Iranistik, der Ägyptologie in dieses Weltbild *eingebaut*; aber ihre *Grundeinstellung* hat sich dadurch nicht geändert, auch dann nicht, als man die Ergebnisse der Germanenkunde darin einzubauen begann. Denn der Blickstandpunkt liegt nach wie vor in der Mittelmeerwelt, er ist romanozentrisch, wenn man so sagen kann; unbeschadet aller Anerkennung dessen, was die Germanen „auch schon" gehabt und geleistet haben. Die *materielle* Kultur des Nordkreises hat man nach und nach anerkannt, eine *geistige* nicht. Zum guten Teil deshalb, weil man keine „Quellen" dafür sah; denn „Quellen" sind nun einmal nach bisherigem Wortgebrauch beschriebene Pergamente oder zum mindesten steinerne Gebäude und Denkmäler. Was an geistiger Überlieferung in uns selbst, in unserem Volksglauben und Volksbrauch lebte, das sah man nicht; und wenn man es sah, so mußte man es mißachten, weil es als Aberglauben abgestempelt war — oder aber man suchte es als angeblichen Ausfluß des Kirchenglaubens ebenfalls in das mediterran bestimmte Weltbild einzubauen. Es ist erschütternd, was man selbst in den Vorlesungen einiger um die Erforschung der germanischen Sachkultur verdienter Männer an Vorstellungen über die Geistesverfassung unserer Ahnen zur Kenntnis nehmen muß — erschütternd ist nicht so sehr der Mangel an tatsächlichem geistesgeschichtlichem Wissen, wie der an jeglichem *Gefühl* für das, was sich in Geist und Seele derer, von denen wir stammen, abgespielt haben mag.

Eine Änderung *dieser* Einstellung und damit auch der Hemmungen einer wirklich wissenschaftlichen, nämlich geistigen Erkenntnis kann überhaupt nur von *innen* kommen; nämlich aus einem völkischen Aktivismus, der nicht das Gegenteil, sondern die Voraussetzung für eine dann anzuwendende wissenschaftliche Methodik ist. Erst wenn wir den *germanozentrischen* Standpunkt gewonnen haben, können wir Germanenkunde wirklich nach den eigenen Gesetzen des Forschungsgegenstandes, und das heißt wissenschaftlich treiben. Erst dann können wir zu dem gelangen, wozu die Renaissance aus dem *Erlebnis* der Antike gekommen ist, nämlich zu einem fruchtbaren *Bildungsideal*, das in allem das Gegenteil von der Wissensprotzerei ist, die noch allzu viele Lehrstühle beherrscht. Erst dann können wir für die *spontane* Erkenntnis auch den *exakten* Nachweis führen: der nordische Kulturkreis hat seine eigene, arteigene hohe Geisteskultur besessen und besitzt sie heute noch als Überlieferungsgut. Er hat die Zeugen seines hohen Denkens in Sinnbildern niedergelegt, die heute noch leben; er hat sie in Rechtssatzungen von ehrwürdigem Alter lebendig werden lassen, er hat sie in Mythen, Märchen und Sagen geformt, deren Zauber wir *nur* daraus begreifen können, daß wir unser ältestes geistiges Ahnenerbe darin wiedererkennen. Von Phönikien her werden wir niemals zu dieser Erkenntnis, aber auch nie zu einem eigenen Lebensgefühl kommen — dazu muß man eben „Phantast" sein.

Gewiß, unser Wille zum völkischen Deutschtum ist an sich noch kein Beweis für die sachliche Richtigkeit jeder einzelnen aus ihr gewonnenen Meinung. Aber sie sollte für uns die *Voraussetzung* sein, mit der wir unbeschadet aller wissenschaftlichen Kritik an die Erforschung dessen gehen, was unseren Vorfahren, die doch Blut von unserm Blut und Geist von unserm Geist waren, heilig und lebendig war. Ohne diesen völkischen Aktivismus, wegen dessen man uns ruhig zu „Phantasten" stempeln darf, droht unserer amtlichen, das heißt traditionellen Forschung dieselbe Erstarrung, die vor vierhundert Jahren die altgewordene Scholastik befallen hat. Sie ist vor lauter exakter Subtilität senil geworden.

Metten und Spinnerinnen / Ein Stück altgermanischer Mythe

Von Dr. Sigurd Rabe

Die warmen Spätsommer- und Herbsttage, die wie ein milder lieblicher Abend vor dem Einbruch der Winternacht des Menschen Herz und Gemüt noch einmal freundlich erhellen, haben ganz besonders unsere germanischen Vorfahren mit einem Gefühl wehmütiger Freude erfüllt.

Manchmal sind sie schön und halten so lange an, daß man gar nicht an das Nahen des Winters glauben möchte, aber ein untrügliches Todeszeichen für den Sommer sind dennoch jene oft tauversilberten Fäden und Gespinste an Gräsern, Sträuchern und Bäumen. Man heißt sie „Marienfäden" oder in Norddeutschland auch „Metten", gewöhnlich aber mit deutlicher Beziehung auf die Jahreszeit „Altweibersommer". Bezeichnungen, die sämtlich dunkel sind, hinter denen sich aber uraltes Gedankengut unseres Volkes vermuten läßt.

Suchen wir den Mythus, der darin ruht, aus den verschiedenen Benennungen der Spätsommererscheinung bei den deutschen Stämmen zu ergründen.

Die „Marienfäden", nach dem Volksglauben ein Rest des Schleiers der zum Himmel gefahrenen Jungfrau Maria, den „Martinssommer", das Tiroler „Gallsümmerli", den westfälischen „Allerhiligensummer" können wir beiseite lassen, da sie bereits dem christlichen Ideenkreise angehören. Dagegen finden wir gleichzeitig in Westfalen den „Allerwiwersummer", woraus unser Altweibersommer in die Schriftsprache gedrungen ist, in der Schweiz ein „Witwensömmerli", in Bayern einen „Aenlsummer" und vor allem auf niederdeutschem Boden einen „Metten"- und auch „Metjensommer".

Wir erkennen, daß fast alle deutschen Bezeichnungen etwas mit Frauen, besonders alten Frauen, zu tun haben. Der Altmeister deutscher Mythen- und Sagenforschung, Jakob Grimm, wollte darin einen Vergleich mit der Sonne erblicken, die nun gleichsam gealtert sei und nicht mehr die rechte Kraft habe. Eine andere mehr poetische Deutung

sieht in der späten Jahreszeit eine Ähnlichkeit mit der späten Liebe reifer Frauen nach dem Sprichwort:

„Durch Septembers heiteren Blick
Schaut manchmal der Mai zurück.“

Aber der neueren kritischen Forschung halten diese Deutungsversuche nicht stand. Zwar hängen die meisten Bezeichnungen mit der Vorstellung alter Frauen zusammen, doch darf die niederdeutsche Bezeichnung „Metten“- oder „Metjensommer“ nicht etwa mit „Mädchen“ in Verbindung gebracht werden, wie das anscheinend im pommerschen „Mettkensamer“ der Fall ist. Hier hat augenscheinlich die Volksethymologie mitgewirkt, die das Wort „Metten“ nicht mehr zu deuten wußte. Aber gerade dieser Name führte uns auf die rechte Spur.

Denn es spielt nicht nur die Vorstellung von Frauen mit hinein, sondern auch die des Spinnens. Wir wissen heute, daß jene Fäden und Gespinste von einer um diese Jahreszeit auftretenden Wanderspinnenart herrühren, nicht so unsere Vorfahren, die dabei an die Schicksalsschwestern, die Nornen dachten, die der Welt und den Menschen das Geschick spinnen. Noch heute sagt man in einer Gegend Niederdeutschlands bei irgendeinem Mißgeschick: „Die Metten haben gesponnen“.

Metten ist aber eine niederdeutsche Bezeichnung für Nornen. Ihre Gestalten sind in den verschiedenen germanischen Mythenkreisen und -schichten nicht immer fest umrissen; sie sind namentlich in älterer Zeit nicht so sehr als Weiber, denn als unpersönliche Schicksalsmächte gedacht, die sogar noch über den Göttern standen. Die Unsicherheit ihres Geschlechtes wird auch noch an einer anderen Stelle offenbar. So hat Shakespeare, richtiger seine Quelle, die Chronik Holinsheds, die Schicksalsschwestern in der Geschichte Macbeths verwandt. Bei Shakespeare ruft Banquo beim Anblick der Hexen oder wie sie im Original heißen, der „Weirdsisters“:

„Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbieten euere Bärte mir,
Euch so zu deuten.“

Wir sehen also, wie wenig im englischen Volksglauben die Fraueneigenschaften der Weirdsisters feststehen, und es handelt sich hier um eine germanische, nicht, wie man auch vermuten könnte, altkeltische Vorstellung. Denn in „Weird“ sehen wir die deutliche Beziehung zu den Namen der beiden Nornen Urd (aus Wurd) und Werdandi. Darin steckt unser Zeitwort „werden“ in seiner ursprünglichen Bedeutung „wenden“, nämlich das Geschick wenden. Der in der Grundvorstellung geschlechtslose, unpersönliche Charakter der Schicksalsschwestern oder Nornen wird aber noch deutlicher in ihrem Namen „Metten“.

Bei den alten Sachsen wurde das Schicksal „metodo giscapu“ genannt, d. h. die „Beschlüsse der Ordner“. Das Wort „metod“ (metodo ist zweiter Fall der Mehrzahl) gehört lautlich zu unserem hochdeutschen „messen“ und bedeutet ursprünglich „ordnen“, „wägen“ und metod heißt der „Ordner“. Unter diesen Ordnern sind hier die Weltordner verstanden, d. h. jene unpersönlichen Mächte, die die Geschicke der Menschen bestimmen. Anstatt metod begegnen wir auch dem Worte „regin“, älter „ragin“ und „rachin“. Seine Bedeutung ist „Beweger“, „Lenker“, dann „Ratgeber“, „Richter“, wie es denn auch mit „Recht“ und „Richten“ lautlich zusammengehört. (Aber nicht mit Rache, das germanisch „Wraka“ lautete; das „w“ ist bereits althochdeutsch geschwunden.)

In dem Ausdruck metodo oder regino giscapu ist nun das letze Wort besonders interessant. Lautlich ist es unser „Geschaffe“ (genau: die Mehrzahl dieses Wortes). Es leitet sich her von dem germanischen Zeitwort „scapon“, das lautgesetzlich zwar zu unserem Schaffen stimmt, aber ursprünglich „Schöpfen“ bedeutet, wie denn unser Schöpfen (germanisch „scapjan“, althochdeutsch „scaphen“, später „scephan“, mittelhochdeutsch „schepfen“)



Die 3 „Heilrätinnen“ Einbede, Warbede und Willebede, die mittelalterlichen Nachfolgerinnen der drei Schicksalsfrauen, im Dom zu Worms

Aus: Wirth, Ura-Linda-Chronik

nur eine abgeleitete Bildung von „scapon“ ist.

Der letzte Sinn des Wortes ist „formen“, „gestalten“. Unsere Vorfahren verbanden damit den Gedanken der Hohlform, in die der formlose Stoff gepreßt wird. Das Bild der Hohlform, des Hohlgefäßes, führt dann zu der jüngeren Bedeutung des Schöpfens einer Flüssigkeit. Auch das Hohlmaß, der „Scheffel“, leitet sich von diesem Bilde her.

Die Vorstellung des Schöpfens in Verbindung mit den Schicksalsschwestern begegnet uns auch im Tiroler Volksglauben, wo die Schicksalsschwestern „Gachschepfen“, d. h. die „jäh Schöpfenden“ heißen.

Was und woraus schöpfen aber diese Schicksalsschwestern, Nornen, metod oder regin? Sie schöpfen das Schicksal aus Urds Brunnen, um den sie nach der altnordischen Mythe spinnend sitzen. Der Brunnen ist genannt nach der ältesten Norne „Urd“ (Vergangenheit). Ihre beiden Schwestern heißen „Werdandi“ (Gegenwart) und „Skuld“ (Zukunft).

Mit dem Schöpfen des Geschicks aber verbindet sich eine alte Rechtssymbolik. Unter diesem Bilde entscheidet auch der altgermanische Richter über das Schicksal des Angeklagten, er schöpft ihm sein Urteil. Und wenn wir heute bei unseren Gerichten von den Schöffen reden, so hat sich in dieser Bezeichnung ein uralter germanischer Rechtsbegriff erhalten. Bei den alten Franken hießen die Schöffen auch „Rachinburgen“, d. h. „Rechtshüter“. Auch hier ist der Zusammenhang mit den Ragin, den Schicksalsmächten, deutlich.

Die uralte Symbolik des Schöpfens beruht auf den höheren Kräften, die man dem Wasser, besonders den Quellen zuschrieb. Man glaubte aus den Bewegungen des Wassers weissagen zu können. Es handelt sich hier um das häufig belegte Quellorakel. So unternimmt es auch Odin, Mimirs Haupt um die Zukunft der Welt und der Götter zu befragen, denn Mimirs Haupt ist nur ein mythisches Bild für den Brunnen, die Quelle, die man als den Kopf fließender Gewässer betrachtete.

Wir müssen daher den altgermanischen Richterspruch als eine Art Weissagung und keine paragraphenmäßige Festsetzung verstehen. Ganz ähnlich verfahren die Nornen als die ursprünglichen Weltenrichter. Mit der späteren Betonung ihres weiblichen Charakters tritt neben ihre Tätigkeit des Schöpfens die des Spinnens, so daß sie allmählich mit den mehr unpersönlich gedachten Metod oder Regin im Volksglauben zusammenfließen.

Jedenfalls erkennen wir nun, daß der Name „Mettensommer“ unmittelbar von

„metod" hergeleitet ist, während durch die Erscheinung der Marienfäden die Vorstellung spinnender Frauen in das Bild des Altweibersommers mit hineingezogen wird.

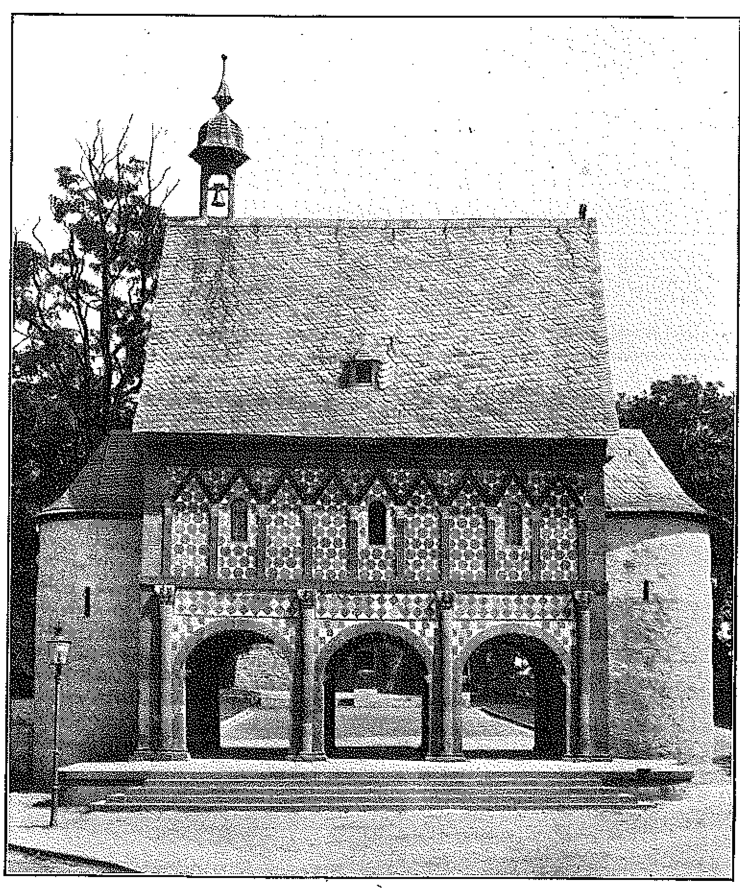
Ob aber die waltenden Schicksalsordner der Sonne und dem Sommer das Todesurteil schöpfen oder die Nornen ihnen das dunkle, unabwendbare Los spinnen: es ist in jedem Falle ein altgermanischer Jahres- und Todesmythus, der sich im Altweibersommer bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die Halle zu Lorsch, ein Werk germanischer Hoftorbaukunst

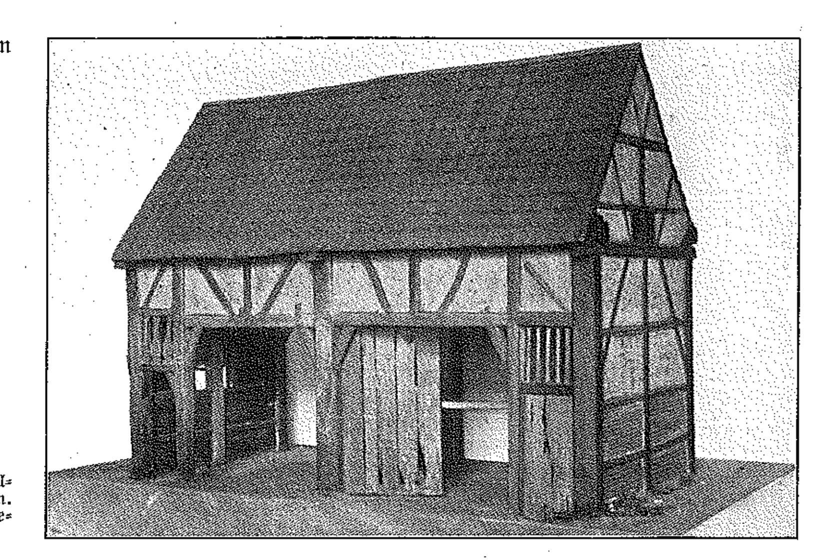
Von Dr.-Ing. Erich Kulke

Um die Torhalle zu Lorsch herrscht wegen der ihr eigenen Architektur noch immer ein geheimnisvolles Dunkel. Wir sehen heute in diesem Bauwerk ein hervorragendes germanisches Baudenkmal der Merowingerzeit auf deutschem Boden. Ehemals führte durch die drei weiten Öffnungen der Weg zu dem Vorhof einer schon im frühen Mittelalter zerstörten Kirche, von der das Jahr ihrer Weihung, 766, bekannt ist. Nach den uns überlieferten Berichten soll die hinter der Torhalle liegende Kirche eine der wichtigsten Bauten der Zeit vor Karl dem Franken gewesen sein.

Haupt beschreibt in seinem bedeutsamen Werke: „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen", auf Seite 245 die Architektur der Halle wie folgt:



Torhalle zu Lorsch
Aufn. Prof. Behn, Mainz



Doppeltoranlage von Heinersdorf
Phot. Blümel

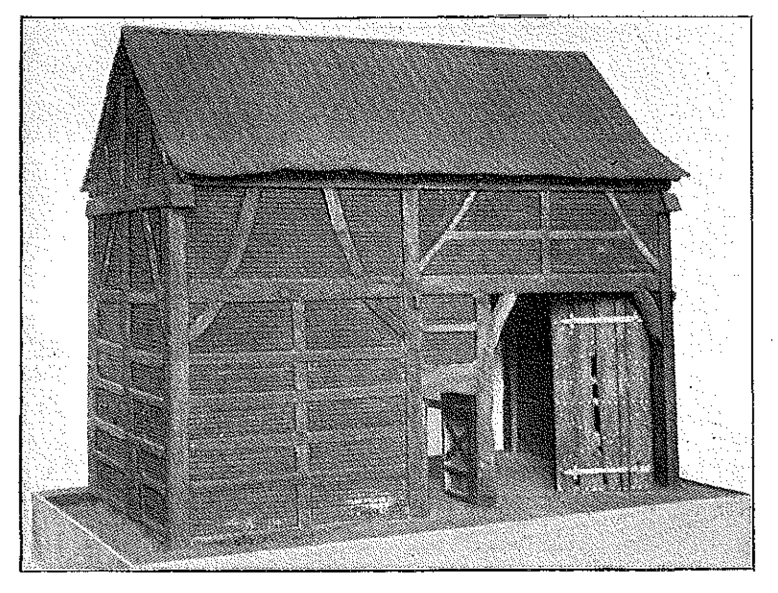
Aus: Festschrift zur Ausstellung „2000 Jahre germ. Bauerntum am linken Niederrhein"

„Ihre vordere Front öffnet sich unten in drei breiten Bögen auf Pfeilern, vor denen komposite Dreiviertelsäulen stehen von beinahe römischer Strenge der Architektur, so wie man solche etwa an antiken Theatern gewöhnt ist, nur des Gebälkes entbehrend, an dessen Stelle ein friesartig verziertes Gesims getreten ist. Darüber ein Oberstock mit jonischen Pilastern, über denen statt Bögen eine Reihe von Spitzgiebeln, vielmehr von Sparrenstellungen, in einer Reihe von Kapitell zu Kapitell läuft. Das Ganze trägt ein prachtvolles Konsolengesimse, das an den schmalen Seiten antike Dreiecksgiebel bildete, in den Formen und der Anwendung ziemlich genau dem an St. Jean zu Poitiers oder einem ganz ähnlichen vom alten Dom zu Worms entsprechend. Die ganze Fläche des Oberstocks und über den Pilastern ist mit bunten Steinmustern aus Drei- und Sechsecken geschmückt. Die Rückseite wiederholt die Vorderseite; der schmale Bau mag einst innen einen offenen Dachstuhl oder eine horizontale Decke gehabt haben; seine oberen Fenster scheinen neu; eher hatte er solche an den Schmalseiten.

In diesem Bau ist die Anlehnung an die römische Baukunst eine so starke, die Wirkung eine so völlig antike, daß man hier wohl den eigentlichen Anfang der „karolingischen Renaissance" zu erblicken hat, die jedoch in keinem Bau Karls des Großen mehr eine solche Klarheit erreicht."

Hier muß allerdings die Frage aufgeworfen werden, ob denn wirklich in diesem Torhallenbau die Anlehnung an die römische Baukunst eine so starke gewesen ist, wie Haupt es annimmt! Zur Führung des Gegenbeweises bringe ich die Darstellungen zweier Toranlagen, die beide schon über eine mehrhundertjährige Vergangenheit verfügen. Ein Vergleich dieser beiden am Niederrhein beheimateten Bauten mit der Lorscher Torhalle verkündet im Aufbau eine überzeugende Ähnlichkeit, die nur aus der Gestaltung eines gemeinsamen Baugedankens verstanden werden kann. Unsere Behauptung zielt sogar dahin, daß der Baumeister der Lorscher Anlage ein Deutscher gewesen ist, der die Baugewohnheiten seiner Heimat in Stein übersetzte. Wie einst unsere nordischen Vorfahren nach dem Südosten zogen, um im fernen Griechenland eine blühende Kultur zu errichten und um dort die hölzernen Säulen ihrer im Norden beheimateten Vorhallenbauten nunmehr in Stein um die Tempel Griechenlands zu stellen, — so hat der Erbauer der Lorscher Torhalle die Sprache seiner heimatlichen Baugedanken ohne wesentliche Wandlung für die Gestaltung des Baukörpers, wie auch der Einzelteile beibehalten.

Man mag erwidern, die Erbauungszeit des Lorscher Tores liege nun aber mehrere



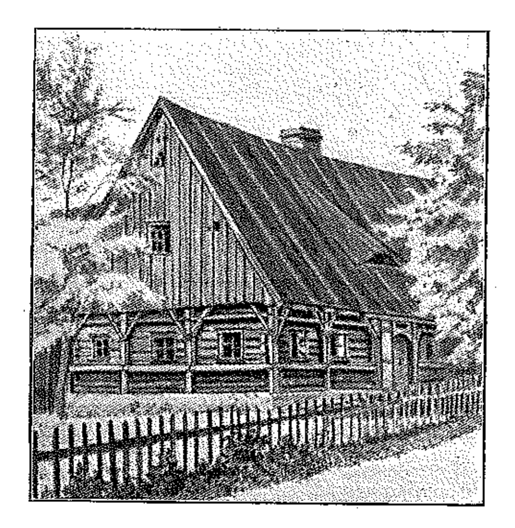
Toranlage von 1600 in Kl. Lind
Phot. Blümel

Aus; Festschrift zur Ausstellung „2000 Jahre germ. Bauerntum am linken Niederrhein"

Jahrhunderte früher als die Herstellung des Bauernhoftores von Heinershof — so daß vielleicht die Entwicklung gerade umgekehrt gegangen sei, d. h., daß das Fassadenwerk des Steinbaues der Ausgang für die Gestaltung der Gehöfttore geworden wäre.

Uns scheint aber der Hinweis zu genügen, daß die Ausbreitung des hohen Hoftores wiederum eine Angelegenheit der germanischen Bauern gewesen ist; denn jenseits der Alpen hat der Gedanke des Hoftores nur eine kurze Zeit während der Besitznahme durch die germanischen Völkerschaften sich behaupten können. Und in gleicher Weise wie das Niedersachsenhaus schon seit Tausenden von Jahren seine gleiche Grundform getreulich bewahrt hat, so ist auch die Pflege des Hofeinganges, weil dieser mit zum Gehöft gehört, eine uralte. Der Bauer hält streng an der alten Form fest, und alle baulichen Einzelheiten, die bisher als „Importware" — vor allem aus dem Süden — betrachtet wurden, mögen peinlich genau nach ihrem Herkommen untersucht werden, und eine wesentliche Wandlung der Begriffe wird sich auch hierbei bemerkbar machen.

Ein näherer Vergleich der Torhalle von Lorsch mit derjenigen von Heinersdorf hat das folgende Ergebnis: Die vorgestellten vier steinernen Säulen bedeuten für den Bau in Heinersdorf die bis zur Traufkante durchlaufenden vier Holzständer. Über das das Tor nach oben abschließende Querholz steht eine Art Kniestock oder ein Drempelbau, so daß das Dach etwa um ein Drittel Torhöhe gehoben ist. Dieser Kniestock ist nun ausgefüllt mit einem eigenartigen schlichten Fachwerk, wobei die schräggestellten Hölzer einer Dreiecksform entsprechen. Vergleicht man hiermit den über den Torbogen auf sogenannten Pilastern gestellten Zackenfries, so kann unzweideutig ein in Stein übertragener Fachwerkverband erkannt werden, der auch



Haus in Bolkenhain
Aus: Heinrich Franke, Ostgermanische Holzbaukultur

hier an der Traufhöhe endet. Haupt spricht von „Sparrenstellungen" und denkt wohl dabei an die einen Hausgrundriß überdachenden Gespärre. Die Annahme, eine Fachwerknachbildung vorzufinden, scheint uns jedoch zutreffender, besonders weil sie über die gesamte Fläche der Hausfront sich ausbreitet.

Und ein Drittes noch! Bedeckt man die untere Hälfte der Lorscher Vorhalle, so ergibt sich für den oberen Teil ein eigener Hauskörper, den wir mit einer engen Säulenreihe umgeben sehen. Um die Gestaltung dieses eigenartigen „Hauses" verstehen zu können, vergleiche man die in Schlesien beheimateten sogenannten „Umgebindehäuser", von denen wir eines aus Bolkenhain im Bilde wiedergeben. Das dort gezeigte Umgebinde ist in Wirklichkeit keine andere Bauform, als wir sie an der oberen Hälfte der Lorscher Torhalle antreffen. Sogar die „Dreiecksverbindung" — hier in Form der Kopfbänder — ist gegeben.

Seltsam genug! Und doch klar für jeden, der gelernt hat, jene großen Verbindungen zu sehen, die vor Jahrtausenden vom Norden ausströmten und uns heute noch in ihren Ausläufern begegnen. Auch das Umgebinde stellt eine Bauform dar, die als Rückentwicklung des Laubengedankens betrachtet werden muß.

Die nordische Heimat unseres Getreides

Von Dr. Werner Petersen

Der Umstand, daß zahllose Wildformen unserer Getreidearten heute noch in Zentralasien, insbesondere im Hindukusch wild vorkommen, ist von der Zunftwissenschaft jahrzehntelang als „einwandfreier" Beweis für die Herkunft unserer Getreidepflanzen eben aus Zentralasien angesehen worden. Man behauptete früher, die Indogermanen, die aus Zentralasien gekommen seien, hätten das Getreide mit nach Europa gebracht. Nachdem nun aber die vergleichende Sprachwissenschaft, die Rassenforschung und nicht zuletzt die Spatenwissenschaft überzeugend nachgewiesen haben, daß die Indogermanen selbst europäischen Ursprungs sind, behaupten die Pflanzengenetiker, die Getreidepflanzen seien auf dem Handelswege von Asien nach Europa gelangt. Diese Theorie galt bis vor kurzem als völlig unangreifbar. Inzwischen aber wurden neue Funde gemacht, die die Herkunft des Getreides aus Asien mehr und mehr unwahrscheinlich machten, und es scheint so, daß, jemehr wir in Zukunft das Mikroskop und Reagensglas in den Dienst der Frühgeschichtsforschung stellen, wir um so klarer erkennen werden, daß auch der Ackerbau und die Pflanzenzucht im Norden ihre Entstehung gehabt haben. Der bekannte Mikrochemiker Apotheker von Stockar wies kürzlich in einem Vortrag bei dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte darauf hin, daß über die Herkunft des Getreides aus Asien noch nicht das letzte Wort gesprochen sei, zumal man bei uns im Norden verschiedentlich das Vorkommen von Getreidekörnern schon zur Altsteinzeit einwandfrei nachweisen könne.

Sehr bekannt geworden sind auch die Nachbildungen von Getreideähren, die in der Grotte von Espülugues bei Lourdes in den Pyrenäen gefunden wurden. Es sind Rengeweihstücke, aus denen Skulpturen geschnitzt wurden, die Getreideähren ähneln. Ob es sich wirklich bei den aus Rengeweih geschnitzten Stücken um Getreide oder aber um Grasähren handelt, kann wohl nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Jedenfalls das eine ist sicher: schon in dieser frühen Zeit schenkte man den Halmfrüchten eine nicht geringe Beachtung. Weiterhin kennen wir aber aus der Höhle von Lorthet eine in Schiefer gravierte Getreideähre, die, wenn sie nicht den Anbau und die Züchtung des Getreides beweist, so doch zum mindesten die Kenntnis der Halmfrucht voraussetzt.

Aus der jüngeren Steinzeit häufen sich vor allem nach Einführung der mikrochemischen und mikrobotanischen Untersuchungsmethoden die Beweise für das Vorhandensein der Getreidepflanzen im nordischen Raum. Ich erinnere hier nur an den Abdruck eines Weizenkornes auf einer Tongefäßscherbe aus der Siedlung von Limhamn bei Malmö, und ich glaube, wenn wir systematisch daran gehen würden, die zentnerweise in unseren Museen lagernden Topfscherben auf Getreideabdrücke oder Bestandteile zu untersuchen, so würden wir zahllose Beweise für das Vorhandensein aller Getreidearten, vielleicht mit Ausnahme des Roggens, zur Steinzeit erhalten. Vielleicht würden sich aber noch



Teil einer schnurverzierten Amphore mit den Abdrücken zweier Getreidekörner (Stark vergrößert)
Aus: Mitteldeutsche Volkheit. Hefte für Vorgeschichte u. Volkskunde

allerhand Überraschungen ergeben. Daß zur jüngeren Steinzeit bereits Gerste als Hauptgetreide, weiterhin Weizen, Emmer und Einkorn vorhanden waren, hat ja vor allem die Pfahlbauforschung eindeutig ergeben.

Für den Hafer wenigstens scheint es jetzt erwiesen, daß er nicht asiatischer, sondern nordischer Herkunft ist. Bekanntlich wachsen mehrere Wildformen des Hafers noch heute bei uns im Norden, u. a. der Rauhhafer in Dänemark und an der Südküste der Ostsee sowie der Flughafer, avena fatua (übrigens ein sehr verbreitetes Unkraut auf nassem Boden). Doch besagt das Vorkommen der Wildformen nur sehr wenig. Bei uns im Norden sind die Eiszeiten so tiefgreifend gewesen, daß zahllose Wildformen aller heute vorkommenden Pflanzen untergegangen sind und beim Wärmerwerden des Klimas nicht wieder einwanderten. So besitzen wir z. B. in Deutschland nur knapp 50 ver-

schiedene Eichenarten, während auf dem amerikanischen Kontinent über 500 verschiedene Eichenarten zu finden sind. Es ist daher vermutlich so, daß bei uns im Norden die Wildformen unserer Kulturpflanzen zugrunde gingen, während sie in Asien erhalten blieben.

Wichtig ist es weiterhin, daß die nordischen Schnurkeramiker seit Urzeiten mehrere Getreidearten kennen. In vielen schnurkeramischen Siedlungen sind Reste der verschiedensten Arten gefunden worden. Ein Beispiel sind hier die Funde von Sittichenbach. Die nebenstehende Abbildung zeigt die Gefäßscherbe einer schnurkeramischen Amphore, die die Abdrücke zweier Getreidekörner enthält. Vermutlich sind sie zufällig in den Formton geraten und mit gebrannt worden, wobei die Körner zerstört wurden und nur ihr Eindruck blieb. Zur Datierung der Scherben sei noch gesagt, daß solche Amphoren mit echter Schnurverzierung ganz einwandfrei zur mittleren Schnurkeramik gehören, also aus der Zeit um 2400 vor Beginn unserer Zeitrechnung stammen. Auch der Hafer ist entgegen der bisher herrschenden Theorie schon zur Steinzeit in Europa bekannt gewesen, ist doch neuerdings in der bandkeramischen Siedlung Kulmsee der Hafer als Kulturpflanze festgestellt worden. (Ausführlich in der Zeitschrift „Blätter für deutsche Vorgeschichte", Leipzig 1930, Heft 7 S. 32.)

Die mikrochemische und mikrobotanische Untersuchung von Urnen und Siedlungsplätzen sollte weitgehend gefördert werden. Wenn wir in der Lage wären, nur einen größeren Teil der Funde mikrochemisch und mikrobotanisch zu untersuchen, so würden wir wohl in kurzem feststellen, daß unsere Vorfahren noch „moderner" waren, als wir heute zu glauben wagen.

Hubertus und sein Hirsch

Von Prof. Dr. Albert Becker, Heidelberg

Als im Jahre 1795 ein preußischer Offizier in Tagebüchern von seinem Aufenthalt in der Pfalz und deren Nachbarschaft erzählte, wußte er auch davon, daß man einige Jahre vor seinem Aufenthalt in Waldmohr bei einem heidnischen Opferaltar eine Menge Hirschgeweihe gefunden habe[1].

Wem galt wohl dieses Opfer? Der edle Hirsch ist ein altes Jagd- und Opfertier. Er wurde im griechischen und römischen Altertum der Jagdgöttin Artemis-Diana und dem von der beleidigten Göttin in einen Hirsch verwandelten, von seinen eigenen Hunden zerrissenen Aktäon dargebracht. Aber auch die germanischen Niedersachsen oder die Bewohner des wildreichen Hochwaldes der Ardennen opferten noch zu Karls des Ersten Zeiten die Erstlinge der Jagd. Dort zu Waldmohr, im Westrich, an der Grenze keltisch-germanischen Wesens, liegt vielleicht die Vermutung nahe, an den hirschgestaltigen Gott Cernunnos zu denken, der als keltische Gottheit mit einem doppelten Gehörnpaar, mit Hirsch- und Widderhörnern dargestellt wird. In unserer Gegend freilich fehlen bisher bildliche Darstellungen dieses Gottes[2]. Aber nicht weit von Waldmohr, in Bierbach und auch auf der Heidelsburg bei Oberstaufenbach finden wir die schon genannte Gestalt des Aktäon[2] und seiner Hunde in römischem Bildwerk dargestellt; möglicherweise führt von ihm aus eine Verbindung auch zu Cernunnos.

An Cernunnos darf man ja mit einiger Bestimmtheit denken, wenn Pirminius, der Gründer des Klosters Hornbach bei Zweibrücken, im Kampf gegen die Reste vorchristlichen Glaubens um das Jahr 750 vor der kultischen Maskierung als Hirsche seine Neubekehrten warnt: „Geht nicht zu Neujahr oder zu irgendeiner anderen Zeit als Hirsche ... verkleidet einher!" Selbst wenn Pirminius mit dieser Vermahnung



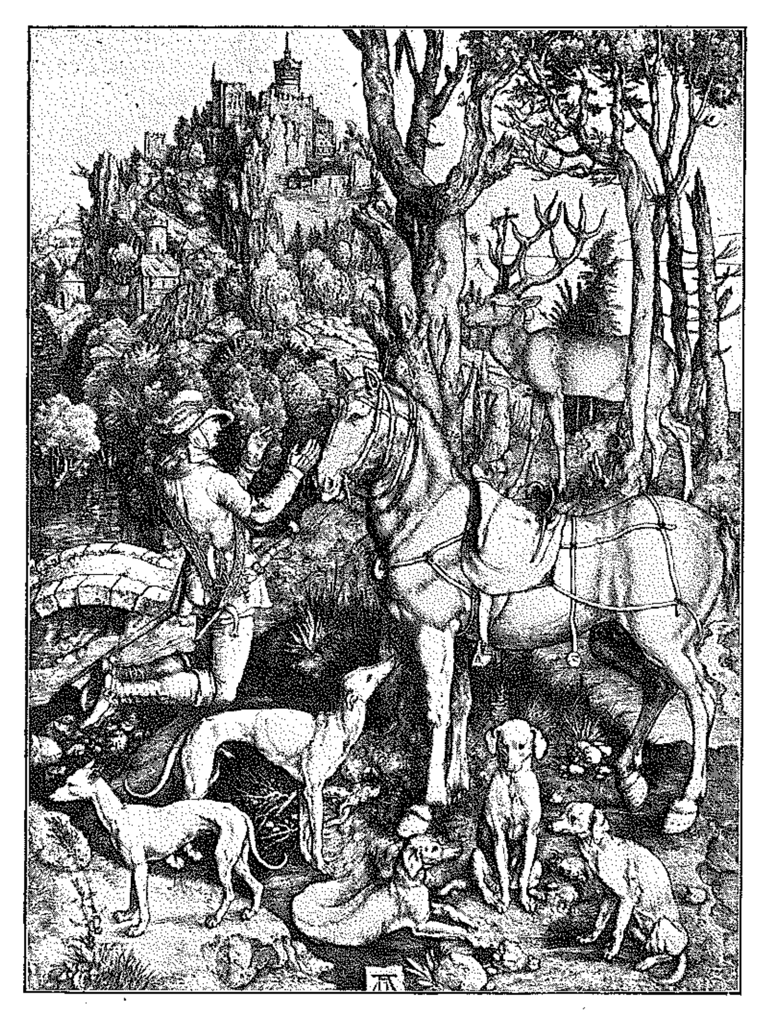
Hirschmaske im Werdenfelser Land
Nach einer Zeichnung von Otto Blümel
Aus: Bayerischer Heimatschutz 1927

zunächst nicht den pfälzischen Westrich gemeint hat, ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie auch ihm gelten konnte. Denn die Hirschmaske, vor der Pirminius noch vor seiner Hornbacher Wirksamkeit warnt[3], ist in Spanien, vermutlich der Heimat des Pirminius[4], in Norditalien, Frankreich und Westdeutschland bekannt, also in Gebieten, die einst von Kelten bewohnt waren. Dabei sei bemerkt, daß der völkische Unterschied zwischen Kelten und Germanen keineswegs allzu groß war. Noch heute sehen wir — so zäh haftet alter Brauch — im bayerisch-österreichischen Alpenland im Werdenfelser Gebiet um Garmisch und Partenkirchen, um Salzburg und in Niederösterreich auf Fasnacht Masken mit Hirschgeweihen umhergehen, hinter denen sicher heute nicht mehr verstandener alter religiöser Volksglaube verborgen ist. Wie Gebäckformen, Gebildbrote in Hirsch- oder Hirschhornform, heute noch um die Jahreswende da und dort üblich, das alte Hirschopfer abgelöst haben, so führt man auf schwäbischem Boden, in der Schweiz und in Baden im Frühjahr einen hirschgestaltigen Wachstumsgeist als Maske umher, der in Name und Gestalt seine Herkunft nicht verleugnen kann[5].

Die von vorchristlichem Glauben so fest umrankte Hirschgestalt tritt nun aber auch in unmittelbare Beziehung zu dem neuen Christentum. Wie nach der antiken Naturgeschichte des alexandrinischen Physiologus der Hirsch ein Feind des Bösen, des Drachen ist, den er tötet, so wird im Gleichnis der Kirchenväter Christus zum größten Hirsch der Welt, zum weißen Hirsch mit goldenem Geweih, der leuchtet oder Lichter oder ein Kreuz trägt; der schon der Vorchristenzeit heilige Hirsch wird also auch vom Christentum als geheiligt übernommen. Als heiliges Tier wandelt er dann durch Legende und Sage, weist den Weg und die Stätte neu zu gründender Kirchen[6], trägt Steine zu ihrem Bau und findet Verbindung mit dem „Erlöser in der Wiege"[7].

In solcher Gestalt, das strahlende Bild des Kreuzes im Geweih, erscheint er auf Karfreitag auch dem Jäger Hubertus, der danach zum Schutzherrn der Jäger und Forstleute, zum Beschützer der Jagdhunde und Helfer gegen Wasserscheu und Hundetollwut wird.

Höchstwahrscheinlich führt aber dieses Patronat des hl. Hubertus auf einen wunderlichen Umstand zurück. Wir dürfen annehmen, daß Hubertus oder, wie die ältere Namensform lautet, St. Hupreht durch seines Namens lautlichen Klang zum Schutzherrn der Jäger und dann auch ihrer Hunde wurde. Sein Name, zumal in der älteren Form, klingt ja an die Hupe an, das Hief- oder Hifthorn, dessen sich die Jäger bedienten[8]. Und diese Erklärung des Patronates findet ihren Gleichlauf in vielen ähnlich entstandenen Patronaten — eine Erscheinung, auf die man vielleicht noch zu wenig geachtet hat. Ich habe schon früher darauf hingewiesen und darf hier daran erinnern[9]. Etymologische Spielereien mit den Namen der Heiligen sind seit alters gang und gäbe. Und es handelt sich hier nicht etwa um Einzelbezirke, sondern um ein großes Gebiet von Erscheinungen, die hin und her durch die verschiedenen Sprachen laufen. So darf man wohl bei St. Leonhard oder seinem französischen Vorbild Liénard an das französische Zeitwort lier, binden, fesseln denken und die kettenumspannten, gefesselten Wallfahrtskapellen Bayerns und Österreichs aus diesem seinem Namen erklären, wie auch das



Der heilige Eustachius-Hubertus
Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer um 1500

Sinnbild des Heiligen überhaupt, eben die Kette, die ihn zum Schutzherrn der Gefangenen werden ließ, aus seinem Namen heraus zu verstehen ist. Im Zeitalter des Barocks sind solche Spielereien besonders beliebt, wenn auch manches solches Namenspatronat, wie gerade das unseres St. Hubertus, weit älter ist. Und wie einige weitere Beispiele zeigen sollen, weisen auch andere Sprachen die gleiche Erscheinung auf. So werden Lucia und Lucius zu Patronen des Augenlichts (lux), Clara und vier heilige Clarus aus ähnlichem Grunde zu Patronen der Augen; Mamertus und Mamas aus leicht ersichtlichem Zusammenhang zu denen der Schenkammen. Homo bonus schützt den guten Bürger, Florentia die Blüte des Feldes, Adjutor den Ertrinkenden, Calminius calmiert, beruhigt Fieberkranke, Clarus wird Patron auch der Glaser, Spiegel- und Laternenmacher, sowie der — Brunnenreiniger; für die Hühner tritt St. Gallus ein, für die Eber Eberhard, für das Vieh (bos) Bovus, für das Hornvieh (cornu) Cornelius; Fortis fördert schwache Kinder, Lupus und Wolfgang schützen vor Wölfen; Felicitas bringt glückliche Geburten, Clodoald heilt Karbunkel (clous) und beschützt die Nagelschmiede (cloutiers); Olivia bewahrt die Oliven, Steinchen vom Samarusgrab heilen (sano); Rochus behütet in Frankreich die Steinbrecher (roche Fels), Fructuosus bringt den Früchten Regen, Claudius heilt Lahme (claudi), Eugenia (Ouine) hilft Tauben hören (ouir), Bibiana steht Trinkern (bibo) bei, Blasius wird zum Patron der Bläser, Findan hilft Verlorenes finden, Aurelian wird Patron der Ohren und Mutius hilft den Stummen. Schon dem württembergischen evangelischen Kirchengeschichtsforscher Gustav Bossert fiel es auf, daß die Bartholomäuskirchen gegen Ende des 11. Jahrhunderts in Württemberg aufkamen; er brachte, wie mir scheint, durchaus richtig, dieses Aufkommen mit den Bärtlingen, den fratres conversi, in Verbindung, wie sie zuerst Abt Wilhelm in Hirsau damals aufnahm. Daß der hl. Andreas mit Liebe und Ehe in besonderer Be-

ziehung steht, möchte ich auf das griechische Wort für Mann (aner, andrós) zurückführen; in den gleichen Zusammenhang gehört es, wenn man auf den Bonifatiustag gern — Bohnen, auf Markus — markige Erbsen, auf den Peterstag — Petersilie sät; aber auch, wenn Zeno in Beziehung zu den — Zähnen, Augustin zu den — Augen, Valentin zur — Fallsucht, Lambert zur — Lahmheit, Blasius zu — Blasenleiden kommt; Vinzenz wird so auch zum Patron der — Winzer (vinum) oder wird zum Nebenbuhler — Findans, wenn es gilt Verlorenes wiederzufinden. Und wie Andreas, so wird aus seines Namens Klang heraus der hl. Coloman unweit Erding in Bayern zum Schutzherrn der heiratslustigen Mädchen, die dort beten:

Heiliger Coloman,
schenk mir einen braven — Mann!

Solche lautlich-begriffliche Angleichungen, sprachlich-psychologische Gedankengänge wirken zeitlos weiter. Es muß so verstanden werden, wenn z. B. in den Jahren der Inflation um 1923, gegen die doch auch eine religiös-volkstümliche Hilfe gefunden werden sollte, ein bisher kaum bekannter Heiliger, Expeditus, in mancher Gegend zu hohen Ehren kam. In einer Kirche Salzburgs sah ich noch vor einigen Jahren eine große Zahl von Votivtäfelchen, die diesen Namen trugen. Patron für Geldangelegenheiten an sich, wurde er ob seines Namens Klang zum Beschützer in jener Zeit rascher Erledigung (expedire) gegenüber drängender Geldnot, die zu augenblicklichem Handeln zwang. Mit der Stabilisierung der Währung war der neue Heilige bald wieder in den Hintergrund gedrängt. Es ist lehrreich, auf solche Zusammenhänge hinzuweisen, wie schon Luther das in engerem Rahmen erkannt hat[10].

Nach all diesen Beispielen, deren wir mit Absicht und im Sinne einer Umfrage eine größere Anzahl angeführt haben, braucht man an der Erklärung auch des Patronats St. Huberts nicht mehr zu zweifeln. St. Hubertus, der so gewordene neue Schutzheilige der Jäger und Jagdhunde, stammte nach der Legende aus vornehmer Familie. Bekehrt, wurde er zum Bischof von Maastricht (später von Lüttich) geweiht und erhielt in Rom von dem ihm erschienenen heiligen Petrus einen goldenen Schlüssel und eine Stola, die ihn zur Übernahme des Patronats gegen Wasserscheu und Hundetollwut besonders befähigen sollten. Schlüssel und Stola dienten später in den Händen der Benediktinermönche von Andain, der Abtei, die nach Überführung der Gebeine des Heiligen (825) St. Hubert heißt, der Bekämpfung und Verhütung der Tollwut.

Wie heute der von einem wütenden Hunde Gebissene schleunigst ein Pasteursches Institut für Infektionskrankheiten aufsucht, so wallfahrtete man einst in ähnlicher Lage nach dem Ardennenkloster St. Hubert, ließ sich da einen Schnitt in die Stirn machen und dann einen Verband anlegen, der einen kleinen Teil der Stola des Heiligen enthielt. Besser noch, wenn dies zur Vorbeugung geschah; dazu dienten auch schon die seit 841 in St. Hubert bekannten Weihbrote (Hubertusbrote), die Mensch und Tier genossen; dienten Medaillen, Hörnchen, Schlüssel, Ringe, die mit der Stola des Heiligen berührt waren und die man zum Schutz gegen Wut trug; auch die Zugehörigkeit zur Bruderschaft des heiligen Hubert verlieh ähnliche Sicherheit. Noch 1852 ließen sich die Wallfahrer in St. Hubert die Stirnhaut ritzen und in die Wunde ein Teilchen der Stola einlegen; bemerkenswert ist dabei, daß nur Katholiken geschnitten werden konnten; Protestanten und Juden, die die heilige Stätte aufsuchten, nähte man nur einen gedruckten Zettel auf den Rock. Und doch war nicht etwa Rücksicht auf die Stola schuld an dieser Maßnahme; dem Volksglauben nach ersetzten sich die von ihr genommenen Teilchen nachts wieder von selber, ohne daß sie je kleiner ward.

Eine andere Kur, die zu St. Hubert geübt wurde, war die mit dem goldenen Schlüssel.

Nach den noch vorhandenen Exemplaren von Hubertusschlüsseln war dies später ein Brenneisen[11], dessen Platte die Gestalt eines kleinen Jagdhorns zeigte. Die Kraft, die einst dem goldenen Schlüssel von St. Hubert innewohnte, ging auch auf andere Schlüssel über, die dort geweiht und mit der Stola des Heiligen berührt waren. Später sehen wir sonstige Zeichen der Platte des Schlüssels eingegraben. Zum Schutz gegen die Tollwut brannte man nun die Tiere auf die Stirne, Menschen auf den Daumenballen, die Stelle der Hand, die die Handwahrsager als den Sitz der Vernunft ansahen. Den Hubertusschlüssel, dessen Gebrauch seit Beginn des 16. Jahrhunderts nachweisbar ist, finden wir besonders häufig im 18. Jahrhundert, und zwar von Benediktinern und Landgeistlichen angewandt; doch begegnet er auch in den Händen von Schmieden und Jägern und wurde bis gegen Ende fast des 19. Jahrhunderts gelegentlich verwendet. Zahlreiche Schlüssel haben sich erhalten, mit wenigen Ausnahmen indes nur im deutschen Sprachgebiet.

Auch im Bereich der heutigen Pfalz und des saarländischen Westrichs finden wir Spuren der Verwendung des Hubertusschlüssels. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sehen wir in der Gegend von Kusel einen katholischen Geistlichen aus Oberkirchen (Ostertal) mit einem Sankt-Hubertus-Schlüssel, dessen Platte die Buchstaben I. N. R. I. trägt, operieren; zum Schutz gegen Krankheit und Seuchen wurde das Siegel den Menschen auf den rechten Arm, Tieren auf die Stirn eingebrannt. So wurde an dem katholischen Viehhirten zu Konken (November 1735), der von einem „wütigen" Hund gebissen worden war, und auch an seinen Schweinen vorsichtshalber verfahren; auch in Großbundenbach machte man (1758) von dem Schlüssel Gebrauch. Im Dezember 1763 behandelte man zu Liebsthal und Quirnbach in gleicher Weise etliche von Hunden gebissene Schweine; der Geistliche segnete auch Wasser, Brot und Hafer, was man neun Tage füttern sollte, um zu vermeiden, daß das Unglück innerhalb der nächsten zehn Jahre vorkomme; auch einige Leute in den beiden Orten wurden behandelt. Vertreter von Kirchen, die Reliquien des hl. Hubert besaßen, genossen besondere Kraft; dies war der Fall bei den beiden Orten Lattrey und Nonweilles, wo die Behandlung die gleiche war wie in St. Hubert. 1779 erscheint der Kaplan von Nonweilles in St. Ingbert, wo „die Gemeindemitglieder auf Begehren mit dem St.-Hubertus-Schlüssel gebrannt" wurden; eine damals in St. Ingbert herrschende Seuche war Veranlassung dazu, den Geistlichen kommen zu lassen. Alljährlich im Herbst ritten, seit dem 17. Jahrhundert, geistliche Herren aus dem Kloster St. Huberts nach Saarburg (Trier) und verblieben dort einige Tage, um Haustiere zum Schutz gegen den Biß toller Hunde mit dem Schlüssel zu brennen.

Die hier aus dem Saargebiet und dem Westen der Pfalz mitgeteilten Belege scheinen dafür zu sprechen, daß die Verehrung des hl. Hubert sich von Norden und Westen her der Pfalz näherte; im Rheinland, insbesondere der Erzdiözese Köln, war der Kult des hl. Hubert so stark verbreitet, daß noch neuerdings ein umfangreiches Weiheformular für Wasser, Salz und Brot in honorem s. Huberti dort kirchlich genehmigt wurde[12]. Unabhängig von unmittelbarer Verehrung des Heiligen breitete sich aber der Gebrauch des Hubertusschlüssels allem Anschein nach auch nach Osten aus; der bedeutende Landauer Arzt F. Pauli erwähnt seiner, ohne sich auf einen bestimmten Teil der Pfalz zu beschränken, noch 1842, wenn er sagt: „Klügere wissen freilich, daß gegen den Biß eines wütenden Hundes bloß Ausschneiden oder Ausbrennen der Wunde hilft, sei es nun, daß man letzteres mit dem St.-Hubertus-Schlüssel oder einem anderen glühenden Eisen bewirkt."

Wie hier die Wirksamkeit des Schlüssels auf natürliche Ursachen zurückgeführt wird, so war es vor Pauli schon der bedeutendste Pfälzer Mediziner, der Begründer der Medizinalpolizei, Johann Peter Frank, der einer natürlichen Bekämpfung der Hundetollwut das Wort redete. Der Magistrat wurde, wie Frank im Jahre 1784 sagte, zum

besten Volksarzt und leistete mehr als die ganze medizinische Fakultät, indem er das Halten von Hunden zeitweise ganz verbot oder durch Steuern erschwerte. In den Mitteln zur Bekämpfung der Tollwut aber hatte selbst der aufgeklärte Frank geschwankt: das staatliche Vorbeugungsmittel, das Schneiden des sogenannten Tollwurms der Hunde, einer Muskelsehne über dem Zungenband, riet er in der von ihm verfaßten Speyerischen Ordnung 1779 an, weil durch die Operation kein Schaden entstehe; 1788 ließ er es aus der Verordnung streichen.

Es trifft sich eigenartig, daß schon Bilder des Aktäon auf Bergen und Felsen die Folgen der Hundstagshitze, damit also auch die Tollwut abwehren sollten. Darf man in Aktäon einen alten hirschköpfigen Berggott sehen und ihn mit Cernunnos in Zusammenhang bringen, so führt eine gewisse Verbindung wohl auch zu der christianisierten heilenden Kraft des heiligen Hubertus und seines Hirsches. Ich spreche nicht von unmittelbarer Übertragung und Ablösung derselben Glaubensvorstellungen; das gemeinsame Band, das hier einander so Fernes scheinbar verbindet, liegt wohl auf weithin und allgemein menschlich gemeinsamer Erfahrungsgrundlage, liegt im Bereich allgemein mythologischer Vorstellungen, die, um die Gestalt des Hirsches kristallisiert, sich im Glauben fast aller Zeiten und Zonen äußern: vom Hirsch Eikthyrmir, der an der Weltesche nagt, vom Hirsch, den die bronzezeitlichen Felsbilder von Bohuslän zeigen, bis hin zur deutschen Sage von der Weißen Frau, die im Frühling und im Herbst auf einem Hirsch durch deutsche Lande reitet — ein bunter Mythenkranz, der sich hier vor uns windet.

Und wie Sage und Legende, so verbindet eine Fülle von Bräuchen und Glaubensvorstellungen den Hirsch mit deutschem Volkstum und deutscher Kunst. Als Mittel und Zeichen der Übelabwehr, der Vorbedeutung, der Wetterkündung, der Volksheilkunde, der Zauberei spielt der Hirsch seit alters eine Rolle[13]. Ich erinnere beispielsweise an die Teilnahme, die die dem Westrich entstammende heilige Hildegard von Waldböckelheim in ihren naturkundlichen Schriften dem Leben und Wesen des Hirsches geschenkt hat. Im Volkslied wie vor allem auch in der Volkskunst[14] findet all dies wieder seinen Niederschlag. Auch viele Namen, Pflanzen-, Flur-, Orts-, Familien- und Gasthausnamen, die mit dem Namen des edlen Wildes gebildet sind, verbinden sein vielgestaltiges Wesen aufs innigste mit unserm Volkstum und unserer Heimat. Über den ganzen deutschen Kulturraum hin sind hierher gehörige Ortsnamen verbreitet wie Hirschau oder Hirsau, Hirschaid, die zahlreichen Hirschberg und Hirschfeld (Hirschfeldau), Hirschbach, Hirschegg, Hirschgarten, Hirschland und Hirschlanden, Hirschmühle, Hirschsprung, Hirschstein und wieder in älterer Sprachform etwa Hirzbach, Hirsingen, Hirzenach, Hirzenhain oder Hirzfelden. Die hier in der Pfalz vorkommenden Ortsnamen Hirschau, Hirschhorn, Hirschhornerhof, Hirschhorn-Weilerbach, Hirschthal bekunden, daß der waldreiche Gebirgsteil des deutschen Südwestens, von dem wir ausgingen, einst auch dem heute dort selten gewordenen Jagdtier eine Heimstätte bereitet hatte. Auch die vom Schmalenberg kommende Hirschalb mit der Hirschalbermühle, das alte Jagdschloß Hirschbühl bei Friesenheim und ein Hirschgarten bei Germersheim erinnern in der Westmark an die „hirschgerechte" Jagd und das jagdbare Tier, das noch Ende des 18. Jahrhunderts auch mit im Mittelpunkt der berüchtigten Hetz- und Parforcejagden des kurpfälzischen Hofes in Mannheim stand.

Es nimmt nicht wunder, daß man auf solchem Boden auf den Gedanken kam, im hl. Hubertus gar das Urbild des „Jägers aus Kurpfalz" zu sehen, während andere wieder an Hubertus Züge Wodans erkennen wollten[15], dessen Kultbereich ja gerade hier rechts und links vom Oberrhein zu suchen ist. Jedenfalls steht der Name Hubertus mitteninne in einem weitgehenden Kreis uralter Vorstellungen, deren Ausstrahlungen weiter nachzugehen besonderen Reiz hat.

Nachtrag

In den „Heiligenlegenden" hat sich so viel an alter Volksüberlieferung erhalten, daß es von größter Wichtigkeit ist, nach Entfernung des oft nur recht losen fremden Beiwerks die Überlieferung auf ihren ursprünglichen Gehalt zurückzuführen. In diesem Sinne ist Legendenforschung ein Zweig der Sagen- und Märchenforschung und als solcher ein wichtiger Teil der Germanenkunde. Das wird noch deutlicher, wenn man zu den vorstehenden beachtenswerten Mitteilungen noch einiges hinzufügt. Der Hirsch ist in der germanischen Sage öfters als Sinnbild oder „theophores" Tier des Helden oder Heilbringers nachzuweisen. Vor allem Siegfried-Sigurd wird damit in Zusammenhang gebracht. Er muß selbst den Beinamen „der Hirsch" geführt haben, denn nach ihm nannte sich der norwegische König Sigurd Hirsch, der seine Abstammung von dem Fafnirtöter Sigurd herleitete (Thule Band 13, S. 71). Auch in der Thidrekssaga wird darauf angespielt, wenn bei dem Zank der Königinnen Brünhild zu Sigurds Gattin sagt: „Lauf du lieber in die Wälder und mach die Pfade der Hindin ausfindig, hinter Sigurd, deinem Manne her!" (Thule 22, S. 371 f.). Das muß eine besonders grobe Beleidigung sein, denn sie steht vielleicht in Zusammenhang mit jenen Angaben der Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts, wonach einige „noch jene höchst schmutzige Schändlichkeit mit der Hindin und dem Hirsch treiben". Die Hindin kommt noch einmal im Zusammenhang mit der Sigurdsage vor, nämlich im Sigdrifumál, wo es heißt: „Sigurd ritt hinauf nach Hindarfjall (Berg der Hindin) südwärts ins Frankenland"; dort findet er die Schildburg mit der schlafenden Walküre. Gudrun rühmt ihren erschlagenen Gatten Sigurd:

So stand Sigurd vor den Söhnen Gjukis,
wie grüner Lauch, der im Grase wächst,
wie der hohe Hirsch vor dem hurtigen Wild,
wie glutrotes Gold vor dem grauen Silber.

Siegfried ist nun ein ausgesprochener fränkischer Stammesheld; so wird es auch kein Zufall sein, daß sich die Hubertusverehrung, wie im vorstehenden ausgeführt, etwa in Richtung der fränkischen Siedlung und Staatenbildung rheinaufwärts ausdehnt. Der Hirsch spielt ja auch in anderen fränkischen Sagen, so in der von Genoveva und von der „Frankenfurt" eine Rolle. Seine Übernahme in die Legende wird durch die Bedürfnisse der Mission gerade in dem fränkisch beeinflußten Gebiet sehr gefördert sein. Bei der Übernahme in die Hubertuslegende — besser spricht man wohl von einer Verchristlichung der Sage vom Hirschhelden — hat vielleicht auch der Name Hubert eine Rolle gespielt, dessen Urform „Hugi-beracht" lautete, was „hell von Geist" bedeutet. Verlockend, aber wohl zu weitgehend wäre der Gedanke, in hugi die „Hugen", einen alten Namen der Franken wiederzufinden. Immerhin darf ein gleichlaufender Gedanke erwogen werden: nach einer sehr ernstzunehmenden Vermutung ist Siegfried der Name des Helden gewesen, den wir nur unter dem römischen Namen Arminius kennen. Dieser war der Herzog der Cherusker, deren Namen man nicht ohne Grund von „Hirsch" (germ. *cherut, ahd. hiruz) ableitet. Ist also Sigurd der „Hirsch" ursprünglich einmal der Oberste der „Hirschleute" gewesen? Übrigens wird ebenso wie Genovevas Sohn der junge Sigurd von einer Hindin „unter Hirschen" aufgezogen (Thidrekssaga, Thule 22, S. 217).

Was nun den Inhalt der Legende angeht, nämlich die Erscheinung des Hirsches mit dem strahlenden Kreuz zwischen dem Geweih, so muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß „der Mythos die Exegese des Symbols" ist (Wirth); daß das geschaute Bild das eigentlich Dauerhafte ist und daß sich hiernach die Legende bildet. Das Ursprüngliche ist wirklich der Hirsch oder die Hirschmaske gewesen, die das Kreuz oder etwas Ähnliches zwischen dem Geweih trug. Als deutliches Gegenstück erscheint mir hier



Darstellung vom Silberkessel von Gundestrup (Jütland, 2. Jahrh. n. Chr.)
Aus: Wirth, Ura Linda Chronik

die im Aprilheft (S. 111) abgebildete Kuh mit dem ᛉ zwischen den Hörnern; dies Zeichen tritt ja auch in christlichen Darstellungen noch oft als Wechselform zum + auf. Übrigens ist auf dem Kessel von Gundestrup ein Hirsch und neben ihm ein Mann mit einem Hirschgeweih abgebildet; letzterer hält in der Hand einen (nichtgeschlossenen) Ring, mit der Linken faßt (würgt?) er eine Schlange (= Drache). Kann man dabei an Sigurd, Fafner und den Ring des Nibelungenschatzes denken? Wenn man die oben erwähnte Überlieferung berücksichtigt, daß der Hirsch der Feind des Drachen ist, so ergibt sich ein unmittelbarer Zusammenhang mit Sigurd dem Drachentöter. Esche und Hirsch kommen auch in dem Liede von Helgi vor, der ja manches mit Sigurd gemein hat:

So ragte Helgi aus der Helden Schar,
wie der edle Stamm der Esche im Dorn,
wie der mächtige Hirsch im Morgentau
über alles Gewild das Geweih erhebt,
daß auf gen Himmel die Enden glänzen.

Hier ist wohl das Urbild des Hirsches mit dem strahlenden Geweih, das uns aus dem mystischen Nebel der Legende in sonderbarer Verwandlung entgegentritt. Plaßmann.

Anmerkungen

[1] Die in mancher Hinsicht beachtenswerte wunderliche Stelle lautet also: „Ein in Beziehung auf die Götterlehre der alten Deutschen nicht weniger rätselhaftes Altertumsstück [als das Mithrasdenkmal von Schwarzerden zwischen St. Wendel und Kusel] ist das in dem zweibrückischen Dorfe Waldmohr zwischen Kusel und Homburg an der Ecke eines Bauernhauses eingemauerte Götzenbild. Es ist auf einem Sandsteine in halberhabener Arbeit so vorgestellt, daß der Götze, bei dem man nicht erraten kann, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts sein soll, sich nur von hinten zeigt, indem er zugleich die Hände vor dem Gesichte hält. Lange zerbrachen sich die Altertumsforscher dieser Gegend vergebens die Köpfe, um auszuspähen, ob dieses Bild irgendeine heidnische Gottheit und welche vorstellen möge. Endlich fand der zweibrückische Inspektor Ruppenthal zu Homburg in dem alten Buche ‚Schauplatz der Gottheiten der alten Deutschen' einigen Aufschluß hierüber. Den Abbildungen desselben zufolge stellt nämlich das erwähnte Bildnis den deutschen Götzen Arsum, vielleicht eben denjenigen vor, den die Griechen den unbekannten Gott nannten. Durch den vielleicht plattdeutschen Namen Ars-um verführt möchte der Etymolog fast in Versuchung geraten zu vermuten, daß er von der sonderbaren Stellung des Götzen, vermöge welcher er den H... weiset, entstanden sei. Auch entdeckte man vor einigen Jahren in dem Bergwalde des nämlichen Dorfes Waldmohr bei dem Ausgraben eines Baumstammes die Grundmauern und anderweitigen Überbleibsel eines ehemaligen heidnischen Opfertempels. Ungeachtet man nirgendmehr eine Inschrift an demselben vorfand, ergab sich doch aus mehreren Umständen, daß er der Göttin Diane geheiligt gewesen sein muß. Denn man fand unter anderem in einer der dem Tempel angehangenen Kammern noch eine Menge halbverwester Hirschgeweihe — wahrscheinlich die Reste der dieser Göttin dargebrachten Opfer." Aus: „Über die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. Besonders in Hinsicht auf den gegenwärtigen Krieg, auf Naturschönheiten, Kultur und Altertümer. Von einem Beobachter, welcher die Feldzüge der verbündeten deutschen Heere gegen die Neufranken mitmacht. Erstes Bändchen. Brandenburg, in der Leichschen Buchhandlung 1795." S. 23—24. Das Werkchen sei besprochen in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1796, 12. März, Nummer 83, S. 662. Der Verfasser zeigt sich für alle vorgeschichtlichen Dinge ganz besonders interessiert. Er heißt nach Goedeke S. C. Wagner.

[2] F. Drexel, Die Götterverehrung im Römischen Germanien (Deutsches Archäologisches Institut, Römisch-Germanische Kommission, Vierzehnter Bericht 1922, Frankfurt a. M. 1923), S. 12, 15, 17 ff. Zu Aktäon vgl. F. Sprater, Die Pfalz unter den Römern II (Speyer 1930), S. 30, 32. Im ganzen auch Karl Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I (1921) — III (1925), so I, S. 121, II, S. 300.

[3] Eugen Fehrle, Inwieweit können die Predigtanweisungen des hl. Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben angesehen werden? In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1, 1927, 97—109.

[4] Albert Becker, Woher kam der hl. Pirminius? In: Pfälzisches Museum-Pfälzische Heimatkunde 1928, S. 133.

[5] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV, 86—110, mit weiterem Schrifttum (Peuckert). F. Eckstein, Die frühesten Zeugnisse über Gebildbrote im Frühmittelalter. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 9, 1935, S. 48—55, bes. 50, Adolf Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche (1936).

[6] Albert Becker, „Die verkehrte Kirche". In: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 9, 1933, S. 61—63, mit Schrifttum.

[7] F. Ranke, Der Erlöser in der Wiege (1911).

[8] Karl Künstle, Ikonographie der Heiligen (= Ikon. d. christl. Kunst II, 1926), S. 311.

[9] Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 9, 1933, 168, mit weiterem Schrifttum.

[10] Weimarer Ausgabe I 412. L. Mackensen, Name und Mythos (1927). Jetzt auch Albrecht Jobst, Evangelische Kirche und Volkstum. Hamburger Doktorschrift in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 13, 1935, S. 54ff. Vgl. auch hl. Brigitte (engl. Bride, bright, Glanz).

[11] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV 425—434 (Wrede), mit weiterem Schrifttum. Albert Becker, Der Hubertusschlüssel in der Pfalz. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1, 1927, S. 83—85, mit Schrifttum.

[12] A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter I (1909), S. 215, 274.

[13] Siehe Anm. 5 oben.

[14] Karl von Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn (1935[2]), S. 216. Ders., Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur (1934), S. 94, 180. Vgl. etwa auch F. Friedensburg, Die Symbolik der Mittelaltermünzen II/III (1922), S. 200—202 (Hirsch).

[15] D. Heubach, Archiv für Religionswissenschaft 23, 162. Karl Christ, Der Jäger aus Kurpfalz. In: Mannheimer Geschichtsblätter 6, 1905, Sp. 161—162, mit weiteren Hinweisen; mehr bei: Daniel Häberle, Pfälzische Bibliographie VI (1928), S. 367. G. Jacob, Der Jäger aus Kurpfalz. In: Kurpfälzer Jahrbuch 1927, S. 173—177. Im allgemeinen jetzt auch Martin Ninck, Wodan und germanischer Schicksalsglaube 1935). Albert Becker, Germanien 1935, S. 97—106 (Wodan-Dagobert).

Das Sonnenzeichen in der Volkskunst der Siebenbürger Sachsen

Von Misch Orend

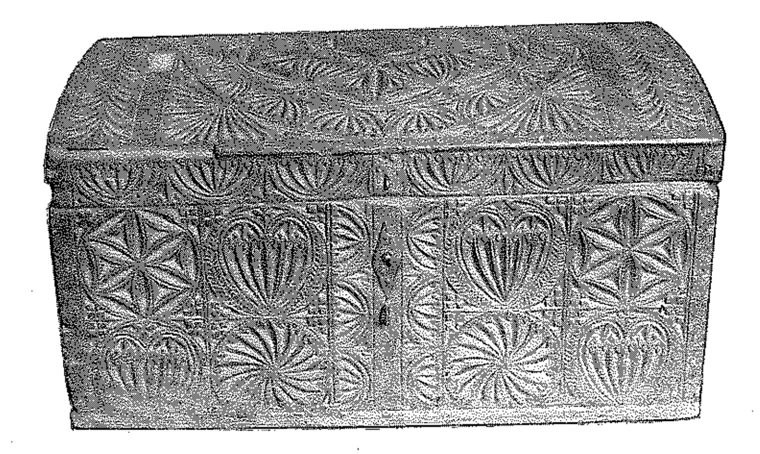
Mit 8 Aufnahmen vom Verfasser

Wie die Volkskunst anderer deutscher Stämme hat auch die Volkskunst der Siebenbürger Sachsen in ihrem reichen Schatz an Vorwürfen die alten Sinnzeichen der Sonne: Sonnenrad, Sonnenwirbel und Hakenkreuz, bewahrt. Neben dem Lebensbaum steht ja gerade das Sonnenzeichen am Anfang der Kunst des deutsch-germanischen Volkes, wo immer es siedelt, wohin immer es gekommen ist im Lauf der Jahrtausende.

Erst jetzt versteht man das innere Wesen der Volkskunst, erst die Besinnung auf die Sinnbilder innerhalb der Volkskunst macht sie verständlich und hebt ihren Wert weit über die rein ästhetische Betrachtung. Damit hat man aber heimgefunden in die arteigene Kunstgestaltung, die zwar im Volke seit der ausgehenden Steinzeit lebt und heute wie damals gepflegt wird, niemals aber bis jetzt als ureigenste Kunst gewertet wurde.

Sinnzeichen sind mehr als sie darstellen. Sinnzeichen sind Zeichen, Schriftstücke, die einen Sinn, eine innere Haltung, ein Wissen und Erkennen und alte Weisheit kundtun. Wie die Erkenntnis lehrt, daß auf Erden ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme nichts gedeihen kann, daß das Alleben ohne die Sonne undenkbar ist, so lehrt sie auch die unendliche Zeit in ihrer Zeitlichkeit begreifen, in Tag und Jahr zu gliedern, in Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, in immer wiederkehrende Zustände und Verhältnisse.

Wäschetruhe aus Siebenbürgen.

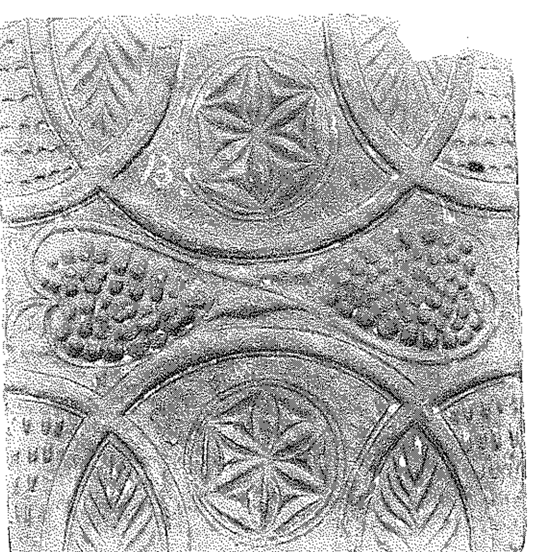


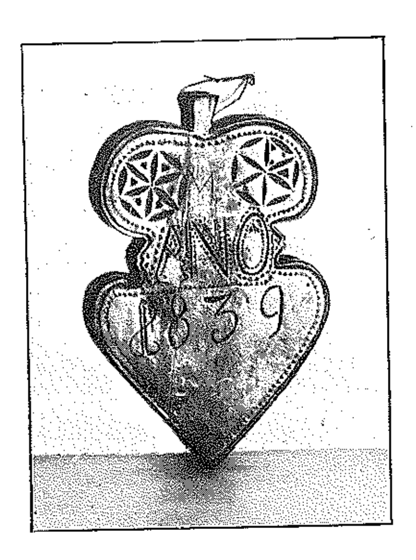
Rechts:
Blau bemalter Teller mit Hakenkreuz-Zeichnung.

Unten links:
Ofenkachel mit eingestempelten Zeichen.

Unten rechts:
Das „Nachbarschaftszeichen" zeigt auch die Verbindung des Herzens mit den sechsgeteilten Kreisen. Die „Nachbarschaft" ist noch eine Art von erweitertem Sippenverband.









Spinnwirtel aus Siebenbürgen.
Form und Sinngehalt erinnern an Vorbilder bis in die jüngere Steinzeit.

*

Ellenstöcke aus Siebenbürgen.
Das Herz, häufig in Verbindung mit dem Sechsstern, lebt als urgermanische Überlieferung in Siebenbürgen.

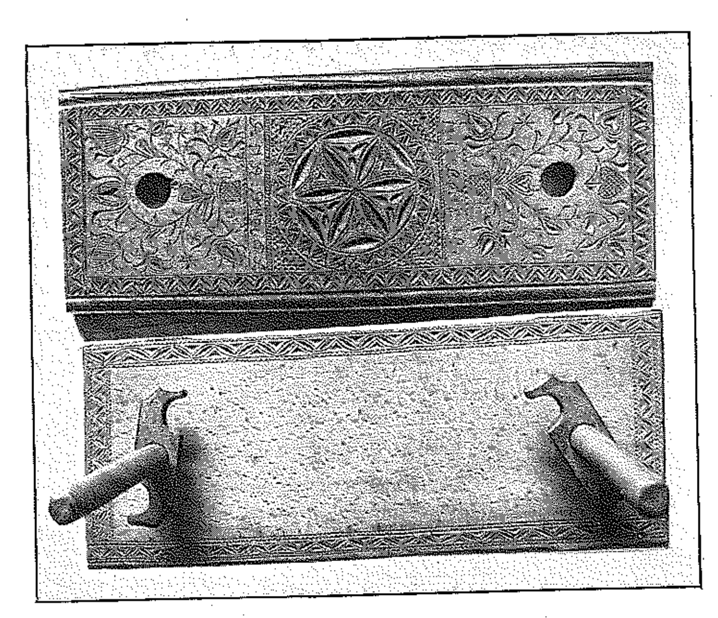
So ist das Leben nicht ein Stillstehen, sondern ein Werden, und alles Werden führt letzten Endes an seinen Ursprung zurück, um von neuem zu beginnen: die große ewige Wiederkunft. Wie das Leben der Sippe in jedem neuen Sproß vom Ursprung an beginnt, so auch die Gemeinschaft aller Sippen, das Volk. Auch für das Volk kommt der Tag der Wiederkunft, des Neubeginns, und wenn auch zwischen dem einen und andern Tag der Wiederkunft tausend und mehr Jahre liegen. Doch eben jetzt stehen wir im Tag der Wiederkunft, des Neubeginns.

Und da findet sich, daß selbst in den Siebenbürgischen Bergen die Sinnbilder der Sonne, der Wiederkunft und des Neubeginns noch heute so lebendig sind, wie zur Zeit des erstmaligen Betretens siebenbürgischen Landes um das Jahr 1000 oder zur Zeit der Goten 300 nach, und der Bastarnen 200 vor der Zeitwende.

Hinter den Sieben Bergen schlief diese Kunst, wie sonst im deutsch-germanischen Volk, ihren Dornröschenschlaf, um mit einemmal wieder im Bewußtsein des erwachten Volkes zu stehen. Die Schätze liegen aufgehäuft da, von der ärmsten Hütte bis hinauf zur Kirchenburg, denn jeder hat Anteil an ihr.

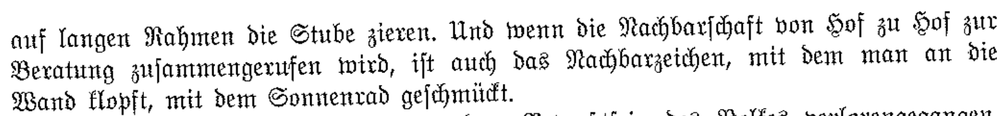
Da schnitzen und kerben die Burschen ihren Mädchen Spinnwirtel — und das Spinnwirtel wird zum Sonnenrad, zur Sonnenscheibe, bald einfach und wuchtig, bald mit kunstvoll ineinandergeflochtenem Sinnzeichen. Da gibt es Ellen, die neben Blumen eingekerbte Sonnenräder und ausgeschnittene Herzen tragen, dann Wäschebleuel, Wäschepressen und Wäschetruhen, die über und über mit Sonnenrad, Sonnenwirbel, Herz und Lebensbaum verziert sind. Den Rand umsäumt nicht selten das Zickzack-Schlangenmuster, das das Zeichen des Wassers ist, wie die Midgardschlange Sinnbild des Meeres war.

In der Stubenecke stand einst in jedem Bauernhaus der Kachelofen. Auch die Kacheln tragen gelegentlich das eingepreßte Sonnenrad, wie auch die Teller, die über den Krügen



Wäschepresse. Auch der Werktag mit seinen Geräten steht unter dem Zeichen des ewigen Lebens.

Wäschebleuel. Altes Zeichengut in vielfacher Ausgestaltung.



auf langen Rahmen die Stube zieren. Und wenn die Nachbarschaft von Hof zu Hof zur Beratung zusammengerufen wird, ist auch das Nachbarzeichen, mit dem man an die Wand klopft, mit dem Sonnenrad geschmückt.

Der Sinn des Sonnenzeichens war dem Bewußtsein des Volkes verlorengegangen, untergründlich aber, im Blute lebte er weiter, weil das gleiche Blut es einst geschaffen hatte. Nunmehr tritt es wieder ins wache Bewußtsein, auch fern von der alten Heimat, hinter den Sieben Bergen, als Sinnbild und Ansporn der völkischen Erneuerung.
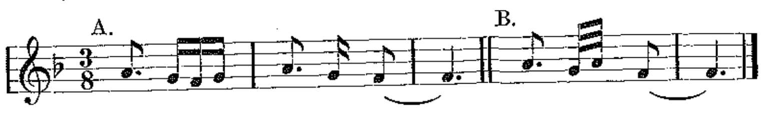


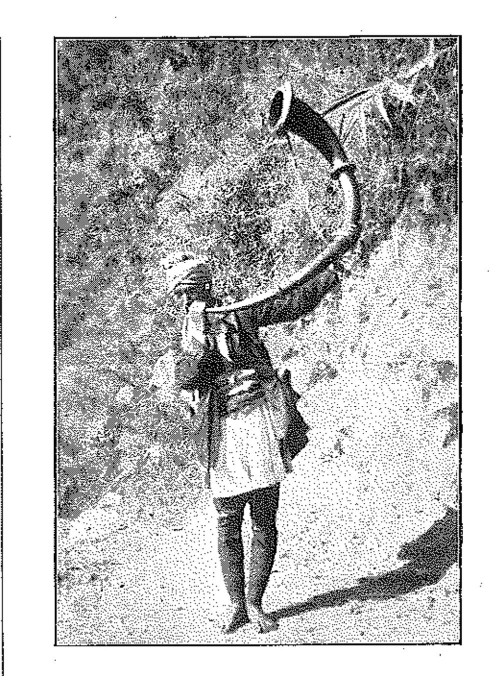
Die Fundgrube

Ein norwegischer Hirtenruf. Zum Aufsatz von K. Wehrhahn, „Alte Hirtenrufe, Zeugnisse für die Gesangskunst unserer Ahnen" („Germanien", 1936/3, S. 88ff.).

Auf einer Norwegenfahrt im Jahre 1928 zeichnete ich einen Hirtenruf auf, der — als Ganzes kürzer und einfacher — in seiner Melodik und Intervallenfolge sehr an die von Wehrhahn gegebenen Rufe erinnert. Der Hirt einer Renntierherde auf der Fjeldhochfläche der Hardangervidda sang ihn ohne Text auf einen zwischen a und o liegenden Vokal in unendlicher Folge, indem er, rückwärts schreitend, seine Tiere zum Nachfolgen anlockte. Der Ruf hatte zwei Teile, A und B, die in wahlloser Abwechslung jeweils einmal oder mehrere Male, von kleinen Pausen unterbrochen, aufeinander folgten. Die Rhythmisierung des Rufes erfolgte weit freier und abwechslungsreicher, als dies durch die starre Notenschrift festgehalten werden kann, z. B. wurden die hier als einfach punktiert bezeichneten Töne öfter auch länger gehalten, worauf die anschließenden figurierten Töne dann als schnellere folgten, oder Teil B wurde nicht auf drei Taktzeiten, sondern nur auf zwei gesungen, so daß also die drei ersten Töne in die erste, der Schlußton schon in die zweite Taktzeit fielen und die dritte Taktzeit zur Pause wurde. — Es war ein Erlebnis von hohem Reiz, wie die rufenden Töne erst leise in der Ferne aufbrachen, dann, immer lauter werdend, mit der schnurpelnd kauenden und geschwind trippelnden wilden Jagd der Renntierherde vorüberzogen und endlich wieder in der entgegengesetzten Ferne verklangen.

Werner Stief, Leipzig.





Hornbläser in Nepal (Indien). Das Horn wird nur bei Hochzeiten geblasen. Wir verweisen auch auf unsern Aufsatz Anderson, „Kultbeziehungen vom germanischen Norden zum arischen Asien", in dem der Einfluß des Nordens auf Asien hervorgehoben wird („Germanien", 1934, S. 146).



Aus der Landschaft

Zum „Nobiskrug". Zu dem im Februarheft 1936 erschienenen Aufsatz „Nobiskrüge" von B. Witt sei einiges nachgetragen: Der von Grimm erwähnte Nobiskrug bei Münster besteht heute noch, allerdings als neuzeitliche Kaffeewirtschaft; er liegt an der Werse, und zwar unmittelbar an einer Brücke, die schon im Jahre 1534 eine Rolle in der Wiedertäuferbewegung spielte. Dieser Lage in der sumpfigen Flußniederung entspricht das, was sonst über die Nobiskrüge erzählt wird. Vielleicht ist dort ehemals ein Fährkahn gefahren. — Das Wort „abis" als „Abgrund" kommt schon im Niederländischen der Zuster Hadewych (erste Hälfte des 13. Jhs.) vor, und zwar als ein der Mystik geläufiges Bild. Es wird gleichbedeutend mit dem „Abgrund" gebraucht, in dem die Seelen wohnen. In der Vorstellungswelt der germanischen Mystik lebt viel altgermanisches Überlieferungsgut fort; so geht in diesen „abis" die Sonne ein, und nach ihrem Bilde die Seelen, um geläutert daraus wieder aufzusteigen. Hier kommen Wort und Begriff der germanischen Vorstellung wohl am nächsten.

Pl.

Feuerzeichen auf Bergen (Der Popelstein im Eulengebirge). Die Zeitschrift „Naturschutz" (Hornung 1935, S. 117. Verlag J. Neumann-Neudamm) bringt einen lehrreichen Beleg für den Gebrauch von Feuerzeichen. Man wird unbedenklich annehmen dürfen, daß dieser Brauch schon in erheblich älterer Zeit auch in Deutschland geübt worden ist (aus der Antike sind uns ja Zeugnisse überliefert). „1014 Meter hoch erhebt sich die ‚Hohe Eule' im Kammzuge des Eulengebirges (der schlesischen Sudeten). Dicht unterhalb der ‚Hohen Eule' eine Minute vom ‚Dreiherrenstein' entfernt, liegt der ‚Popelstein', der außerdem die Namen ‚Eulenklippe' und ‚Babelstein' führt. Ein Felsen mit drei Namen auf einmal — das ist vielleicht ein Beweis, daß sich dieser dreimal getaufte Gegenstand eines gewissen Interesses erfreute.

Als die Feuermale des großen Religions-

krieges gen Himmel schreckten, war er Wächter der Täler und Berge, die zu seinen Füßen liegen. Die Menschen da unten haben in dieser grauenvollen Zeit oft nach ihm emporgeschaut. Besonders dann, wenn die Finsternis der Bergnächte mit ihrer Unheimlichkeit bis an die Hütten schlich, wenn, wie das Zeichen losgelassener Brutalität, die Röte brennender Siedlungen am Horizont aufstrich. Wurde die Feuerhelle höher und höher . . . sah man, daß sie sich gefahrdrohend bis in die nächste Nähe weiterfraß, dann war's gewiß: Der Feind kommt! Da standen oben am Popelstein die jungen Burschen auf Wacht und stießen den Feuerbrand in die Strohpuppe, daß die Flammen emporprasselten und der Schein sein Leuchten weit ins Land warf. ‚Feuer am Popelstein' schrie unten im Tale der Dorfwächter. Da mußten die Kinder aus der Wiege und der Junge aus dem Heu. Der weißen Liese und der Blesse, die ein Kalb trug, wurde der Strick um den Hals geschlungen, und mit Hüh und Hott ging's in die heimlichen Verstecke der Eulewälder. Jeder Mensch nahm einen anderen Weg, damit der Feind, der sengend und mordend im Tale hochgetost kam, nicht gute Fährte fand. So wurde der Felsen an der Hohen Eule zum Verbündeten und Wächter der Bergbewohner, in deren Munde er bald Strohpuppen-Päbel-Babel-Popelstein genannt wurde.

Reichlich 100 Jahre später. Friedrich der Große kämpft mit unvergleichlichem Heldenmut um Schlesien. Da stehen auf dem ‚Hohen Posten' der Festung Schweidnitz Nacht für Nacht die Offiziere. Im Süden — am Tage deutlich sichtbar — biegt sich die Kammlinie der Hohen Eule in den Horizont.

Der Teufel soll so eine Belagerung holen. Wasser wird knapp und Brot wird rar. Dann machen die Maroden, die vielen Maroden zu schaffen. Die tagtäglichen Brände nicht zu vergessen, wenn der Feind die Kartätschenkugeln in die ungeschützten Bürgerhäuser fliegen läßt.

Da — eines Nachts — sah man hinten, wo die ‚Hochbergsche Eule' ihren flachen Waldbuckel mit den Sternen vereinigt, Feuer aufkommen. Wie ein Johannisfeuer stand der rote Punkt am Horizont. Jetzt wurde er klein, kroch zusammen, schwoll darauf in die Höhe, kroch wieder zusammen, flutete, ebbte ab. Da lief der Offizier, der zur Zeit die Wache auf dem ‚Hohen Posten' der Festung Schweidnitz inne hatte, spornstreichs zum Kommandanten, ließ ihn unsanft aus der Ruhe reißen und stammelte die Meldung, auf die ganz Schweidnitz wartete.

Am nächsten Tage blieb der Kartätschenhagel auf die Bürgerhäuser aus. Dafür knallten im Rücken der Belagerer die Musketen des Entsatzheeres, das sich durch die Feuerzeichen vom Popelstein her angemeldet hatte. Vom ‚Hohen Posten' sah man die Verwirrung bei den Feinden, und die Bestückung vom Bogentore griff kräftig in den Kampf mit ein.

Am Popelstein, oben an der Hohen Eule, lag ein mächtiger Aschehaufen. Das war der Rest vom Lebensfeuer für die Festung Schweidnitz."

Die Bücherwaage

Pastor, Eilert, **Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen.** Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW 11.

Wir haben eine große Anzahl einzelner Arbeiten über Bauernregeln und Wettersprüche; es fehlt auch nicht an einzelnen Sammlungen dieser Art, die aber meist nur einen unvollkommenen, zufälligen Ausschnitt bieten. Eilert Pastor, der Sohn des als Vorkämpfer der Germanenkunde uns wohlbekannten Willy Pastor, hat hier zum ersten Male eine planmäßig zusammengestellte Sammlung der Bauernregeln selbst gegeben; Bauernregel und Wetterspruch sind ja nicht immer dasselbe. In einer ausführlichen, ebenso eingehenden wie fesselnden Untersuchung geht er den Bedingungen nach, unter denen in vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden die Wetterregeln entstanden sind. Mit Recht sieht er darin nicht das Erzeugnis einer phantasiegebundenen, „magischen" Naturdeutung; dies fremde Element kommt erst in den letzten Jahrhunderten mit dem Unfug des „hundertjährigen Kalenders" hinein. Vielmehr ist der größte Teil dieser Regeln das Ergebnis einer unbefangenen, durchaus objektiven Naturbetrachtung: sie sind, wie Pastor richtig betont, auf demselben geistigen Boden gewachsen, wie die Naturwissenschaft, die als Gegenpol zur magischen Weltauffassung des Südens und Ostens ein biologisch bedingtes Erzeugnis nordischen Bauern- und Seefahrergeistes ist. Heute sind durch allerlei scheinbare Widersprüche die Bauernregeln bei uns schon mit dem Schein des Hokuspokus oder der Vieldeutigkeit belastet. Pastor weist nach, daß ein großer Teil der scheinbaren Widersprüche sich dadurch klärt, daß ein Teil der heutigen Spruchfassungen aus der Zeit des julianischen Kalenders stammt, während die anderen später festgelegt worden sind. Ein besonders aufschlußreiches Beispiel ist jener aus Arnsberg stammende Spruch: „Sünte Luziggen löt de Dage diggen", d. h. Sankt Luzia läßt die Tage wachsen. Das ist, vom heutigen Kalender aus gesehen, ein handgreiflicher Unsinn, denn um Luzia (13. 12.) werden die Tage erst recht kurz. In der Zeit des julianischen Kalenders traf es jedoch zu, wenngleich die Längung der Tage unmittelbar nach der Sonnenwende sich schwer feststellen läßt. — Die große Rolle, die die Kalenderheiligen in den Wetterregeln spielen, wird von Pastor richtig gewürdigt; sie sind ja zum größten Teile einfach, und oft genug noch sichtbar, an die Stelle einer vorchristlichen Wettergottheit getreten. Richtig ist auch die Erkenntnis, daß für den Bauern nicht etwa der betreffende Tag dem Heiligen „geweiht" ist; vielmehr sind beide miteinander identisch: der 21. Dezember ist nicht etwa der Gedenktag des Thomas, er *ist* der Thomas selbst. — Eindringliche Untersuchungen über die Sternkunde der Germanen und ihre Methoden bei der Himmelsbeobachtung werden manchem die Augen darüber öffnen, daß trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse der alte Norden an weltoffener Beobachtungsgabe nicht hinter dem „klassischen" Süden zurückgestanden hat. — Wer eine gewisse Naturverbundenheit als etwas Wesentliches empfindet, der wird auch in der Stadt auf das Wetter acht haben und ihm jene Nachdenklichkeit widmen, deren vielhundertjähriger Niederschlag ihm hier sichtbar wird. Es lehrt ihn auch jene Voraussetzungen nachfühlen, unter denen unsere germanischen Ahnen ihr mythisches und ihr reales Weltbild gewonnen haben. J. O. Plaßmann.

Kurt Renck-Reichert: **Die Runenfibel.** Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Preis 0,80 RM.

Die „Runenfibel" ist das Werk eines Liebhabers, dem außer einigen wahllos zusammengelesenen Bruchstücken keine Sachkenntnis zur Verfügung steht. In Auffassung und Ausdrucksweise ist vieles enthalten, was von unserem Standpunkte aus entschieden abzulehnen ist, so die Benennung der Runen als magische Zeichen und der Gebrauch des Wortes „Zauber". In der Deutung übernimmt der Verfasser ohne eigenes Urteilsvermögen die Deutungen von B. Körner, deren Haltlosigkeit nur an einem Beispiel gekennzeichnet werden soll: „lagu the leotho" soll heißen „der lichte Logos", „Yr" wird mit „irren" übersetzt, obschon jeder Student weiß, daß es „Eibe" bedeutet. Das ist besonders grotesk, weil damit zwar nicht die *Form* der Runen, aber ihr *Sinngehalt* wieder einmal aus dem Süden hergeleitet wird.

Die ganz willkürlichen, an keinerlei Gesetzlichkeit gebundenen Deutereien germanischer Worte sind ein Unfug, den man nicht scharf genug ablehnen kann. Wenn man sich mit der lateinischen Sprache solchen Unfug erlauben würde, so würden sich alle Fachleute das entschieden verbitten. Die deutsche Sprache sollte uns erst recht dafür zu heilig sein. Plaßmann.

Deutsche Religion. Grundzüge eines Gottesglaubens im Geiste des deutschen Idealismus. Von Arthur Drews. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Abteilung Heger-Verlag, München 2 SW. VIII und 227 S., Großoktav. 4,80 RM., Ganzl. 6,60 RM.

Der erfahrene, greise Erforscher der Religionsgeschichte gibt hier eine Darstellung dessen, was ihm im Laufe langer Jahre und Forschungen als Ergebnis des Wissens und des Glaubens als „Deutsche Religion" aufgegangen ist. Er beginnt mit einer Auseinandersetzung zwischen Christentum und deutscher Religion — und berührt damit eine Frage, die heute die besten Kreise unseres zum völkischen Selbstbewußtsein erwachten Deutschtums drängend und vielfach quälend berührt. Der Weg, den er aus der Unvereinbarkeit beider heraus zum neuen Gotterleben finden will, ist der des deutschen Idealismus. Er will darunter eine „voraussetzungslose" Religion verstanden wissen: „Unser Ziel liegt vor uns, in der Vergangenheit nur insofern, als diese in den Erkenntnissen unserer großen Geister uns den Stoff geliefert hat, den wir nur aufzugreifen und in unserem Sinne uns zurechtzulegen brauchen, um uns im Besitze der uns gemäßen Religion zu fühlen. Wir erblicken es in der Einkehr in uns selbst, in unser wahres Selbst, in Gott, in einer von aller dogmatischen Bindung *freien* Religion, die als solche zugleich

die ersehnte d e u t s c h e Religion ist." — Alles in allem ein Weg, den der „deutsche Idealismus" uns zu führen versucht hat, zur Gewinnung einer Religion auf philosophischem Wege — aber eben „in unserem Sinne zurechtgelegt". Eine solche, auf dem Wege der Philosophie „gewonnene" Religion wird freilich nicht jeden befriedigen; wenn man das Buch von Drews trotzdem mit Anteilnahme liest, so liegt es eben daran, daß es mit einer inneren Anteilnahme geschrieben ist, die sich nicht auf irgendeinem Wege des Logos „gewinnen" läßt, die man vielmehr aus Blut und Geist mitbringen muß. Als Philosophen interessiert ihn nicht, was früher einmal bei unseren Blutsahnen religiöses Erlebnis gewesen ist; er will nicht zurück „zu der Skaldenreligion der Edda und erst recht nicht, wie einige Phantasten möchten, zur Kalender- und Lichtreligion des jüngeren Steinzeitalters eines Herman Wirth und des Professor Bergmann". Zurück dorthin möchte wohl keiner, ebensowenig wie zum Steinbeil; wer aber wirklich an die Kontinuität der göttlichen Schöpfung glaubt, für den ist das, was jene Leute gedacht haben, ebensowenig gleichgültig, wie das, was spätere Geschlechter gedacht und geschrieben haben. Freilich soll man sich weder jenes noch dieses „in unserem Sinne zurechtlegen". — Soweit ist übrigens der Verfasser nicht von der „mythischen" Denkweise entfernt, daß er nicht eine Figur als Sinnbild seiner Gottes- und Weltdeutung zu zeichnen sich gedrungen fühlte. Daß diese Figur einen in acht Sektoren geteilten Kreis zeigt, wollen wir zunächst nur als merkwürdig verzeichnen. Pl.



Kultur, Brauchtum, Technik

K. H. J a c o b - F r i e s e n, **Eine steinzeitliche Tontrommel aus Edesheim.** Die Kunde. 3. Jahrg. Heft 3, Hannover 1935. In Edesheim fand sich in einem Skelettgrabe eine der eierbecherförmigen Tontrommeln, wie sie vorwiegend der Walternienburger und Bernburger Kultur zu eigen sind. Ihre Herkunft scheint eher vom bandkeramischen Kulturkreise als vom nordischen herzuleiten zu sein. Diese mit heiligen Zeichen bedeckten Trommeln haben zweifellos kultische Bedeutung. Verf. stellt sie an Hand völkerkundlicher Vergleiche in Beziehung zum Tode, insbesondere zum Menschenopfer. In Nordhausen lag in einem Hockergrab die Leiche einer Frau, deren Schädel Zeichen gewaltsamer Tötung trug, und ihr zugekehrt der Schädel eines Mannes. Zu Kopf und zu Füßen der Frau stand je eine Trommel; die Beigaben gehörten der Bernburger Kultur an. Unter der Voraussetzung, daß es sich hier um Mann und Frau handelt, werden vom Verf. weitgehende Schlüsse auf die Stellung der Frau gezogen. / C. R e d l i c h, **Die Knochennadel von Werla.** Ebenda Heft 4. Bei den Grabungen auf der Werlaburg wurde bei einer weiblichen Hockerbestattung eine Knochennadel mit Krückenknopf gefunden. Verf. knüpft hieran eine Untersuchung über die in der Steinkupferzeit sehr weit verbreiteten Krückennadeln. Als das Ursprungsgebiet erweist sich Mitteldeutschland, von wo die Ausstrahlungen sowohl ins Schweizer Pfahlbaugebiet als auch bis weit in den Osten hinein — im Kubangebiet lebt diese Form noch bis in die Bronzezeit fort — ausgegangen sind. / O. K r o n e, **Neue Funde der Bernburger Kultur.** Mannus. 27. Jahrg. Heft 3/4, 1935. Der Grabfund von Börnecke gehört der ältesten Bernburger Kultur an. Über die Grabanlage konnte nichts mehr ermittelt werden. Unter den Beigaben befindet sich eine Pauke oder Trommel. Vorhanden sind Reste von 7 Skeletten. Die Schädel sind äußerst lang, zwei tragen Trepanationen. Bei dem einen ist die Operation zweifelsfrei beim lebenden Menschen vorgenommen worden, der Betreffende hat weitergelebt. Beim zweiten mag sie nach dem Tode ausgeführt sein, oder er ist daran gestorben.

H e l l m u t A g d e, **Zur germanischen Steinkistenkultur in Mitteldeutschland.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrgang. Nr. 8. 1936. Zu den mitteldeutschen Hausurnen gehört, wie zu den ostdeutschen Gesichtsurnen, die Steinkiste als Grabform. Die mitteldeutsche Steinkistenkultur nun läßt sich bis in die Per. 4 der Bronzezeit zurückverfolgen; es sind die Germanen, die während der Per. 3 hier eingewandert sein dürften und gegen Ende der Bronzezeit zur

Unstrut vorstoßen. In der Gegend von Halle überschichten sie die dort ansässige Bevölkerung, die den Urnenfelderleuten nahesteht, östlich von ihnen beginnt die Lausitzer Kultur. Drei religiöse Kreise stoßen hier zusammen: Die bestattenden Steinkistenleute, die verbrennenden Lausitzer, bei denen dreimal die Spuren eines kleinen Grabhäuschens festgestellt werden konnten, und die Überschichteten, die ihre Toten stark gefesselt unter dem Wohnhaus beisetzten. Verf. zieht hier eine Linie zur Beisetzung der Asche in der Hausurne und glaubt, die Entstehung der Sitte hier suchen zu dürfen. Die Steinkistenkultur ist weiter durch Sachsen und Böhmen zu verfolgen; in Mitteldeutschland sind andere Germanenstämme eingewandert. / W a s s y l D a n y l e w y t s c h, **Zur Verzierung der schnurkeramischen Tonware der Stein-Kupferzeit in der Ukraine.** Mannus. 27. Jahrgang. Heft 3/4. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 1935. Bei Aufdeckung einer stein-kupferzeitlichen Töpferwerkstatt in der Ukraine wurden Tonstäbchen gefunden, offenbar griffelartige Werkzeuge zur Verzierung der Tonware. Planmäßige Versuche ergaben die Technik vieler Muster; außerdem zeigte sich, daß die Schnurverzierung nicht mit einer gewöhnlichen Schnur, sondern nur mit gedrehtem Bast hergestellt sein kann. / H e r m a n n L e n d e l t und E v a S c h m i d t, **Das wandalische Fürstengrab von Goslawitz-Wichulla bei Oppeln (O.-Schl.)** Ebenda. Eine neue, umfassende Bearbeitung des seit 1885 bekannten reichen Grabfundes, dessen wertvollstes Stück ein Silberbecher mit Tierfries ist. Die Arbeit behandelt besonders den Einfluß, den solche ionischen Silberarbeiten mit Tierfries als Anregung auf die germanische Silberschmiedekunst ausgeübt haben. Der Schatz ist einem silingischen Fürsten mit ins Grab gegeben worden und erhellt Reichtum und Bedeutung dieses Stammes, durch dessen Gebiet ein bedeutender Handelsweg gegangen sein muß. Das Grab konnte 1933 wieder aufgedeckt und mit neuzeitlichen Mitteln durchforscht werden. Es ergab wertvolle Ergänzungen, die vor allem die schon festgestellten engen Beziehungen zum Norden bestärkten. / O. K r o n e, **Zwei germanische Gräberfelder der Spätlatènezeit im Lande Braunschweig.** Ebenda. Da bisher die Spätlatènezeit in diesem Gebiet fast unbelegt war, ist die Auffindung zweier Gräberfelder dieser Zeit bei Weddel und vom Gallberg bei Blankenburg a. H. um so wertvoller. Es handelt sich um ausgesprochen elbgermanische Kultur, ob sie jedoch den Semnonen oder den Hermunduren zuzuweisen ist, kann erst die vergleichende Untersuchung des reichen Fundmaterials ergeben. Neue Aufschlüsse über die Bewegungen dieser Stämme sind also zu erwarten. / M. M. L i e n a u, **Burgundische Verbrennungsstätten in Frankfurt a. d. O.** Ebenda. Bei den „Nuhnen" bei Frankfurt a. O. wurde eine burgundische Verbrennungsstätte untersucht, die durch Scherben sowohl zeitlich als auch stammlich gesichert ist. Es handelt sich um sieben etwa mannsgroße und kleinere, wannenförmige Steinsetzungen, die mit einer dicken Aschenschicht erfüllt sind. Reihenförmige Steinsetzungen und Anzeichen von Totenopfern bestätigen den geweihten Charakter dieses Bezirks. Angesichts seiner zahlreichen Funde darf Frankfurt jetzt als Mittelpunkt des burgundischen Gebietes angesehen werden. / W. D e e c k e und W. S c h m i d l e, **Das Grubenholz bei Herdern im Klettgau.** Ebenda. Das am Hochrhein gelegene Grubenholz von Herdern ist häufig Gegenstand vorgeschichtlicher Erörterung gewesen. Es ist festgestellt worden, daß seine eigentümliche Bodenbeschaffenheit nichts mit vorgeschichtlichen Anlagen zu tun hat, sondern daß hier in der Neuzeit auf Bohnerz gegraben worden ist. / H e l m u t P r e i d e l, **Zur Kenntnis der Thüringer Fibeln.** Ebenda. Die Untersuchung dieser Fibelform ergibt für den Ausgang des 5. Jahrhunderts n. u. Z. eine besonders enge Verbindung zwischen Thüringen und Böhmen. / K a r l E n g e l, **Das gotische Gräberfeld von Thomareinen, Krs. Osterode.** Altpreußen. 1. Jahrg. Heft 2. Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. 1935. Von den 60 Bestattungen dieses Gräberfeldes, offenbar nur ein Sippenbegräbnis, sind 30 geborgen worden; davon waren die Hälfte Urnengräber, die andere Hälfte Knochenhäufchen mit oder ohne Steinschutz. Beigaben gering, das kostbarste Stück ein goldener Anhänger. Es ist ein Friedhof der Weichselmündungskultur des 2. Jahrhunderts n. u. Z. Auffallend ist, daß nur Erwachsene bestattet sind; wo sich die bei der damaligen Kindersterblichkeit zahlreich zu erwartenden Kindergräber befinden, bleibt vorläufig rätselhaft. / R a f a e l v o n U s l a r, **Ein frühkaiserzeitliches Germanengrab aus dem Neuwieder Becken.** Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. 20. Jahrg. Heft 1. 1936. Verlag Walter de Gruyter. Dies Urnengrab mit Augenfibeln, Gürtelhaken, Spinnwirtel und Bronzemesser fällt auf durch die Rädchenverzierung der Urne, wie sie sonst nur im elbgermanischen Kreis vorkommt. Es ge-

hört ins erste Drittel des 1. Jahrhunderts n. u. Z., wo die Westgrenze dieser Kultur durch Mitteldeutschland läuft. Auch schriftliche Zeugen geben keinen Anhaltspunkt, so daß dieser Einzelfall bisher ungeklärt bleibt. / Julio Martinez Santa-Olalla, **Westgotische Adlerfibeln aus Spanien.** Ebenda. Verfasser berichtet über eine Reihe prachtvoller westgotischer Adlerfibeln, die neuerdings in Spanien gefunden wurden und Prachtstücke germanischer Goldschmiedekunst darstellen. Er schließt daran eine kurze Übersicht über die Entwicklung dieser Schmuckform, die im wesentlichen west- und ostgotische Arbeit darstellen. / Ernst Fiechter, **Das Grabmal des Theoderich in Ravenna.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 11 1936. Bisher ist immer nur nach den Ergänzungen dieses einzigartigen Bauwerks gesucht worden. Nie wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht so hat sein sollen, wie es vor uns steht. Das zierliche Kleinwerk des Zehneckbaues paßt wenig zu dem darüberliegenden Rundbau mit Kuppel, und in der Tat lassen sich hier deutlich zwei Bauabschnitte unterscheiden. Verf. glaubt, daß der Zehneckbau ein unvollendetes Grabmal eines späten römischen Kaisers gewesen sei, für das eine andere Bekrönung gedacht gewesen wäre, und daß ihm Theoderich jenen gewaltigen Abschluß mit Rundbau und Kuppel gegeben habe, der ihm diesen einmaligen, unvergleichlichen Charakter verliehen hat. / Johannes Grüß, **Starkbier in vorgeschichtlicher Zeit.** Ebenda. Nr. 9. Aus Gefäßen und Gefäßscherben sind bereits mindestens drei verschiedene Arten von Starkbier bekannt, das stark alkoholhaltig war und das dem englischen Ale entsprechende „alo" gewesen sein dürfte, während das als „bior" bezeichnete Getränk ein Säuerling war. Die Germanen hatten hierfür ihr eigenes Brauverfahren. Der hohe Alkoholgehalt wurde dadurch erreicht, daß der Biermaische Honig zugesetzt wurde. / Derselbe, **Ein vorgeschichtliches Gefäß mit Speiseresten.** Die Kunde. 3. Jahrg. Nr. 7/8. Hannover 1935. Eine plattenförmige verkohlte Masse erwies sich als der Rest eines mit Honig versüßten Weizenbrotes oder Kuchens. / Walter von Stokar, **Spinnen und Weben bei den Germanen.** Ebenda. Schon in der jüngeren Altsteinzeit finden sich so feine Knochennadeln, daß sie unmöglich zum Nähen von Fellen gedient haben können. Um 8000 dürfte das Flechten von Matten im Gebrauch gewesen sein, seit 3000 haben wir Beweise für Leinen- und Wollweberei, und zwar ist die Verwendung des Flachses erwiesen um 3000 in Dänemark, um 2800 in der Bernburger Kultur und um 2700 in Oberschwaben. Verfasser glaubt, daß das Leinen älter sei als der Wollstoff.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Der Versand der Mitgliedskarten für das laufende Jahr erfolgt nach einer außerordentlichen Mitgliederversammlung, in der zur erweiterten Arbeitsgrundlage Bericht zu erstatten und zu beraten ist. — Kassenführung: Die zu der öffentlichen Hauptversammlung im vorigen Nebelung angekündigte Kassenprüfung hat am 2. Lenzing d. J. stattgefunden. Der bisherige Vorsitzende, Oberstleutnant Platz, erteilte auf Grund des Prüfungsergebnisses Entlastung und übermittelte dem ausscheidenden Kassenwart, Oberst Wasserfall, für seine ehrenamtlich ausgeführte Arbeit den Dank der Vereinigung.

Ortsgruppenarbeit. In Heft 2 und Heft 3/1936 veröffentlichten wir 35 Orte, in denen Zusammenfassungen unserer Freunde bestehen. Wie in diesen Ortsgruppen oder Arbeitsgemeinschaften zum großen Teil erfreulich planmäßig Arbeit geleistet wird, zeigen neben den laufenden Monatsberichten in „Germanien" die Jahresberichte, mit deren Wiedergabe wir hier beginnen. Die Gestaltung der Ortsgruppen bleibt stets von den örtlichen Gegebenheiten wie von der Persönlichkeit des Leiters abhängig, so daß jede Gruppe weitgehend ein eigenes Gesicht trägt. Gemeinsam aber ist allen die gleiche innere Ausrichtung, wie sie in unserer Zeitschrift, in den jährlichen Tagungen und in dem Werk von Wilhelm Teudt aufgezeigt werden. — (Wir erinnern gleichzeitig diejenigen Ortsgruppen, deren Berichte noch ausstehen.)

Die Arbeitsgemeinschaft **Eschwege** (Leiter: Major a. D. Heinemann) ist Hartung 1934 aus einer völkischen Gemeinschaft hervorgegangen. Sie führt ihre Freunde zu vorgeschichtlichen Erkundigungs- und Entdeckungsfahrten. Bei den Monatszusammenkünften wurden Aufsätze aus „Germanien" vorgetragen und besprochen; neben den rein vorgeschichtlichen wurden auch andere naheliegende völkische Fragen behandelt. Verschiedene Mitglieder konnten von ihrem Besuch unseres Lipperlandes und seinen Heiligtümern erzählen.

Die **Ortsgruppe Hagen** berichtet: In den Wintermonaten fanden am 1. Samstag des Monats Vortrags- und Ausspracheabende statt, in den Sommermonaten einmal im Monat an Sonntagen Wanderungen und Fahrten, z. B. nach Hohensyburg-Schwerte, Soest-Drüggelte, Hünxe-Xanten, Dahl-Ambrock.

Im Herbst 1934 wurde auf unsere Anregung ein Hügelgrab in der Donnerkuhle freigelegt, Sommer 1935 mit Ausgrabung der Wallburg Ambrock begonnen. Die notwendigen Gelder wurden von und bei Freunden der Sache gesammelt. Erste Besichtigung der Teilausgrabungen in Gegenwart der Stadtverwaltung.

Außerhalb unseres Kreises wurden zahlreiche Vorgeschichts-Vorträge (Führungen Wallburg Ambrock) in allen NSDAP.-Organisationen gehalten (Gauführerschule) durch Herrn Dr. Brüns, innerhalb der Ortsgruppen der Frauenschaften (Schulungskursen) durch Frl. Kottmann.

Unsere Bücher wurden der Bücherei des Heimatbundes angegliedert, damit sie besser zugänglich sind. gez. Kottmann.

Die **Ortsgruppe Berlin** berichtet: Unsere Ortsgruppe zählt 113 zahlende Mitglieder und etwa 33 Gäste, die regelmäßig eingeladen werden.

Mit Beginn des Jahres 1935 übernahm ich die Leitung der Ortsgruppe, da Herr Studienrat i. R. E. Weber, Spandau, aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amt, das er bisher so erfolgreich geführt hatte, entbunden zu werden wünschte. Im Laufe des Jahres legte auch Herr Dr. Ulrich wegen Überbürdung seinen Posten als Schriftführer nieder. An seine Stelle trat Frl. Frida Siegert, Berlin-Charlottenburg 4, Fritschestraße 57.

Über die Arbeit der Ortsgruppe geben die regelmäßig in „Germanien" veröffentlichten Berichte Auskunft; im Winter fanden „Gesellige Abende" im „Spaten", Friedrichstr. 172, mit Vorträgen, im Sommer Wanderungen unter Leitung von Herrn F. G. Krause, Berlin-Neukölln, Hußstr. 9, statt. gez. Falck.

Die **Ortsgruppe Heidelberg** berichtet: Unter Mitwirkung der Kreisleitung Heidelberg des NS.-Lehrerbundes konnte im Herbst 1935 ein Vorgeschichtlicher Arbeitskreis gegründet werden, der zugleich die Ortsgruppe der Vereinigung darstellt, so daß die Arbeitsgemeinschaft nicht nur Lehrern, sondern allen Volksgenossen offensteht. Der Arbeitskreis, an dem durchschnittlich 30 Mitglieder teilnehmen, kommt jeden 1. Mittwoch im Monat zur Behandlung einzelner vorgeschichtlicher Gebiete zusammen; daneben finden Vorträge vor einem größeren Kreis in der Universität statt. Im Arbeitskreis wurden bisher folgende Gebiete besprochen:

Im Gilbhard: das wichtigste Schrifttum zur germanischen Vorzeit (Dir. Dr. Uebel);
im Nebelung: Herkunft der Germanen (Kreisamtsleiter Grein und Professor Dr. Knüpfer);
im Julmond: Aussprache darüber;
im Hartung: die Externsteine (Hptl. Merdes);
im Hornung: Runen und Runenschrift (Frau Prof. Zeuner).

Im Nebelung sprach in einem gutbesuchten öffentlichen Vortrag Prof. Dr. Scheiffele über Germanische Sternkunde.

Da die Stadt Heidelberg durch Oberbürgermeister Dr. Neinhaus, der regsten Anteil an allen vorgeschichtlichen Fragen nimmt, selbst Mitglied der Vereinigung wurde, wird unsere Zeitschrift in der städtischen Lesehalle aufgelegt. Ein städtischer Zuschuß ermöglichte die Schaffung einer kleinen Bücherei, während von den Mitgliedern nur eine Umlage für die laufenden Ausgaben erhoben wird.

Anschrift des Ortsgruppenleiters: Direktor Dr. Otto Uebel, Heidelberg-Rohrbach, Odinspfad 3; des Schriftführers: Prof. Dr. Hans Knüpfer, Heidelberg, Bergstr. 51.

Siebter Lehrgang der Pflegstätte für Germanenkunde. Im Rahmen dieses Lehrganges sprach am 25. Hornung Geheimrat Univ.-Prof. R. Sommer, Gießen, in Detmold über Germanische Verkehrswege.

Sommer geht von den alten Straßen aus, die unter dem Namen Rennsteig oder Rennweg, Haar-, Heer- oder Hellweg, ferner unter der Bezeichnung Straße oder hohe Straße in Deutschland, besonders auch in Westdeutschland, ferner in der Schweiz, in Österreich und Ungarn vielfach vorkommen. Die erste umfassende Zusammenstellung der alten Straßen hat L. Hertel in der Schrift „Die Rennsteige und Rennwege des deutschen Sprachgebiets" im Jahre 1899 ge-

geben, wobei er bis zur Zahl 143 gekommen ist. Diese grundlegende Arbeit beruhte auf einer vom Thüringischen Rennsteig-Verein in Deutschland und den angrenzenden germanischen Sprachgebieten gemachten Rundfrage. Unterdessen hat sich die Zahl der ermittelten Rennwege auf etwa 220 erhöht, während andererseits durch die Studien des Vortragenden, der den Zusammenhang ganzer Reihen von Rennwegen im Sinne von durchlaufenden Verkehrsstraßen nachgewiesen hat, diese große Zahl wieder zusammengeschrumpft ist. Die Deutung von Rennweg im allgemeinen Sinne als Grenzweg ist unhaltbar, da es, wie schon Hertel nachgewiesen hat, eine Menge von Rennwegen in alten Städten, z. B. Würzburg und Wien, gibt, die niemals Grenzwege gewesen sein können, sondern nach der ganzen Bauart der betreffenden Stadt wichtige Verkehrswege waren.

Sommer erläutert dies besonders durch eine Karte von Wien aus dem 18. Jahrhundert, aus der ersichtlich sind: 1. der R e n n w e g nach Ungarn, der nach Osten zieht und nach Sommers Studien zugleich die Nibelungenstraße, d. h. die im Nibelungenlied gemeinte Straße von Passau über Wien zur Etzelburg ist; 2. die R e n n g a s s e, die im Westen des ältesten Stadtteiles vom Süden nach Norden zum Donauübergang und weiter als Rennweg nach Mähren zieht. Das römische Kastell Vindobona lag in dem nordöstlichen Winkel zwischen den beiden Rennwegen und war eine Wegsperre an diesen wichtigen germanischen Völkerstraßen. Sommer erläutert dabei die weitere Entwicklung dieser Verkehrslage von Wien aus zur späteren Zeit der Babenberger sowie der Habsburger bis zur Gegenwart.

In dem Buch über Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre (3. Auflage, 1927) sowie in dem daran anknüpfenden über die Nibelungenwege hat Sommer diese ältesten Verkehrswege in Schlesien, Sachsen und Hessen bis zum Rhein, ferner in Süddeutschland von Worms zur Donau und über Passau und Wien nach Ungarn sowie von der oberen Weichsel zur Donau, sodann auch in Norddeutschland von Ostpreußen über Pommern und Nordbrandenburg zur Elbe beschrieben. Bei seinen weiteren Studien hat er besonders die Nordsüdverbindungen und die Fortsetzung des Ostweges von der Elbe über die Weser zum Rhein, ferner die alten Straßen in Westdeutschland, besonders in der Münsterschen Bucht und ihren Randgebirgen im Süden, Norden und Osten untersucht. Dabei hat sich der Schlüssel zu vielen Angaben der römischen Schriftsteller über die Kriege zwischen Römern und Germanen im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ergeben. Diese Untersuchungen sind in einem Buche über die germanischen Freiheitskriege in den Jahren 9 bis 16 n. Chr. zusammengefaßt worden, das entsprechend seiner Entstehung zugleich als germanisches Wanderbuch gestaltet ist.

Pfingsttagung 1936. Zum ständigen Ort unserer diesjährigen Tagung haben wir Mannheim gewählt, dessen Ortsgruppe der Freunde germanischer Vorgeschichte und der Altertumsverein mit seiner rührigen Führung sich uns bereitwilligst zur Verfügung gestellt haben. Der Begrüßungsabend findet am Dienstag, dem 2. Juni im Rittersaal des Mannheimer Schlosses statt. Der Mittwoch führt uns nach dem Kriemhildenstuhl und der Heidenmauer bei Bad Dürkheim und seiner Umgebung. Am Donnerstag geht es nach Heidelberg, dem Heiligenberg und andern germanischen Stätten und der Freitag bietet Gelegenheit zu Fahrten nach dem Donnersberg, Worms und Lorsch. Das Nähere wolle man aus beiliegender Einladung ersehen.

Anmeldungen und Anfragen an den Altertumsverein Mannheim.

Professor Sommer gibt bekannt, daß er bereit ist, mit Teilnehmern, die auf dem Rückweg durch Gießen kommen, noch ein oder zwei Tage Germanenkunde am römischen Limes und in der nördlichen Wetterau zu treiben.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Juni Heft 6

„Ir sult sprechen willekomen!"

Zum neunten Male kommen die Freunde germanischer Vorgeschichte zu ihrer alljährlichen Heerschau zusammen, um über die geleistete Arbeit Rechenschaft zu geben, vom Kampfe um ein deutsches Deutschland zu berichten und neuen Schwung zu gewinnen für diesen Kampf, dessen letzte Schlacht noch nicht geschlagen ist — mag auch die allgemeine Voraussetzung für ihn seit unserer ersten Thingversammlung in Detmold sich in einer damals kaum erwarteten Weise gebessert haben. Wenn wir für diese unsere Heerschau die Zeit gewählt haben, in der die siegreiche Sonne zur sommerlichen Höhe emporsteigt, so taten wir das nicht nur in äußerlicher Anlehnung an den Brauch unserer Ahnen, der uns heilig ist; wir tun es, weil wir den Willen haben, wiederzuerwerben, was jene als ein unmittelbares und lebendiges Weltgefühl besessen haben. Darum sind unsere Versammlungen nicht zu vergleichen mit den regelmäßigen Zusammenkünften irgendwelcher, einem mehr oder weniger ideellen Zweck dienenden Vereine, die mit einer Resolution und der Verkündung des nächsten Tagungsortes geschlossen werden. Wir sind aber auch keine rein wissenschaftliche Vereinigung, die Lehrmeinungen äußern und wider einanderstellen will, um diese oder jene Auffassung von diesem oder jenem Gegenstand festzustellen. Wir vertreten nicht ein bestimmtes Dogma oder eine bestimmte Methode — vielmehr sind wir eine Gemeinschaft, die in erster Linie durch ihren G l a u b e n zusammengehalten und lebendig gemacht wird. Aber auch wieder nicht durch einen Glauben, der auf Formeln und Lehrsätze abgezogen ist, sondern durch den Glauben an eine höhere Macht und eine höhere Sendung, die uns mit unserem Blut und unserer Seele, mit unserem Lande und seiner Geschichte von unseren Ahnen gegeben worden ist. An diese Sendung g l a u b e n wir; und wir wissen, daß wir unserem höheren Daseinszweck gerecht werden, wenn wir sie getreulich erfüllen. Im Dienste dieser Sendung stehen die Waffen, die uns die Wissenschaft gegeben hat, und die wir mit jener Ehrfurcht pflegen und führen wollen, die der deutsche Mann von jeher seiner Waffe entgegengebracht, und mit der er auch den Waffenmeister behandelt hat, der ihm die Waffe schenkte.

Wir haben über das rechte Verhältnis zwischen völkischem Wollen und exakter Methode an dieser Stelle des öfteren geschrieben; es muß und soll das gleiche Verhältnis sein, wie zwischen dem Fechter und seiner Waffe. Diese ist nichts, wenn sie nicht in der Hand